

Ludwig Uhland, zum hundertsten gedenktage seiner geburt

Adolf Rümelin


HARVARD COLLEGE LIBRARY
VE RI TAS
HOHENZOLLERN COLLECTION
IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR
PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY



L. Uhland.

Ludwig Uhland im Jahre 1818
nach dem Gemälde von Morff, Stich von Schwerdtgeburth.

Württembergische

Neujahrsblätter.

Unter Mitwirkung von

Seminarrektor **Beckh**, Oberbibliothekar Dr. **Heyd**, Oberstudienrat Dr. **Klaiber**, Professor Dr. **Paulus**, Oberstudienrat Dr. **Planck**, Gymnasialrektor Dr. **Pressel**, Ephorus **Schmid**, Archivrat Dr. **Stälin** u. A.

herausgegeben

von

Professor Dr. J. Hartmann.

Viertes Blatt. 1887.

Ludwig Uhland.

Zum hundertsten Gedenktage seiner Geburt.

Von

Adolf Rümelin.

Mit Bild und Facsimile.



Stuttgart, 1887.

Verlag von D. Gundert.

Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Der Fremde, der vor 25 Jahren durch Tübingens hüglige Straßen und lachende Umgebungen wandelte, konnte in einem der schattigen Baumgänge am Neckar einem einsamen Spaziergänger begegnen, einem Manne von gedrungener, nicht ganz mittlerer Gestalt, mit leicht vorgebeugtem Haupte und ernstem, fast etwas schüchternem Angesicht; und wenig hätte er wohl den rasch Hinschreitenden beachtet, wenn ihm nicht der einheimische Begleiter den Namen Ludwig Uhland zugeflüstert hätte. Wo aber war ein Schwabe, den dieser Name nicht mächtig ergriff? Umschloß derselbe doch die Geschichte seines Heimatlandes für die Zeit eines halben Jahrhunderts und nicht minder alles Hoffen und Leiden und Kämpfen um ein einiges, großes deutsches Vaterland. Und seine Lieder sind sie nicht wie der Sang der Nachtigall, der dort aus dem Gebüsche schallt, milde, tief und voll durch die Gaue am Neckar und an der Alb erklungen und weit darüber hinaus bis an das ferne Nordmeer und die blaue Donau? Der wandernde Bursche sang sie, wenn er über den Rhein zog, der Soldat, wenn er in gleichem Schritt und Tritt ins Feld marschierte, der Student, wenn der Becher mit purpurnem Wein bei frohen Genossen kreiste, der Vaterlandsfreund, wenn die Heldengestalten der Vorzeit mahnend vor ihn traten und sein Herz höher schlug für des Volkes heilige gerechte Sache. In Tübingen Uhland gesehen zu haben, ist für alle, denen es zuteil geworden, eine besonders teure Erinnerung. Denn keinen einzigen Namen giebt es, der solchen Glanz über die alte Musenstadt am Neckar gebracht, wie der seinige, und keinen deutschen Dichter giebt es, dem eine einzige Stadt in solchem Sinne zur Heimatstadt von der Wiege bis zum Grabe geworden wäre wie Tübingen für Ludwig Uhland. Dort steht seines Vaters, Großvaters und Urgroßvaters Haus und noch heute blüht das Handelsgeschäft, welches der letztgenannte gegründet. Dort steht sein Geburtshaus in der Neckarhalde, sein Wohn- und Sterbehaus am Österberg, die Schule, worin er als Knabe gelernt die Hochschule, der er lange Jahre als akademischer Bürger und leider nur kurze Zeit als gefeierter Lehrer angehört —, dort sein Denkmal umringt von den Genien, denen er gehuldigt, dort sein Grab mit dem schlichten Steine, auf dem der Wanderer nichts liest als den vielsagenden Namen Ludwig Uhland. Die Höhen und Thäler, Wälder und Schluchten, Flüsse und Bäche, Burgen und Kirchen ringsum sein Fuß in jungen und alten Tagen betreten und sein Saitenspiel verklärt.

I. Die Jugendzeit.

Als Uhland am 26. April 1787 geboren wurde, bestand noch das heilige römische Reich deutscher Nation und in Württemberg regierte noch derselbe Herzog Karl, der die Genies züchten wollte, wie man Spargelbeete zieht, und Schiller durch seine Willkür und Geistestyrannei aus dem Lande getrieben hatte. Während der große Schwabe in Dresden am Don Carlos arbeitete, bestand in Württemberg noch zu Rechte die alte Verfassung, der uralte Grundvertrag, den einst zu Tübingen das Volk mit seinen Regenten geschlossen und welcher den englischen Minister Ch. J. Fox zu dem Ausspruch im Parlaments bestimmte, er kenne außer Großbritannien nur Ein Land mit konstitutioneller Geschichte, nämlich Württemberg. Trotz der Mängel, womit so alt gewordene Einrichtungen behaftet zu sein pflegen, hielten die Besten im Volke, und nicht am wenigsten in den geistlichen Häusern und Gelehrtenfamilien, jenen Vertrag als Hort und Schutzwehr gegen fürstliche Willkür, die so gerne französische Selbstherrlichkeit nachahmte, hoch und wert. Der Name des frommen Johann Jakob Moser, des standhaften Volksanwalts, der im Vorzimmer Karls seinem Martyrium mit den Worten entgegen ging: „Unverzagt und ohne Grauen soll ein Christ, wo er ist, stets sich lassen schauen", war im Lande so wenig vergessen als derjenige des Tübinger Oberamtmanns Huber, der verfassungswidrige Schritte, welche ihm angesonnen wurden, zurückgewiesen und dafür mit Haft und Absetzung gebüßt hatte. Aber damit verband sich auch eine um nichts geringere Liebe zu dem stolzen Fürstengeschlechte, dessen erlauchte Ahnherren im Chor der Tübinger Stiftskirche gebettet liegen und Württemberg aus einer kleinen Grafschaft zwischen Neckar und Rems zu seiner späteren Bedeutung erhoben hatten. Nicht bloß ein Eberhard im Bart und der edle Herzog Christoph waren dem Volke teuer. Auch um Ulrichs Gestalt, dessen Unruhe und Leidenschaft viel Not über das Land gebracht, hatte die Anhänglichkeit einen versöhnenden Kranz der Sage und des Liedes gebreitet, und selbst Herzog Karl erfreute sich bei aller Gewaltthätigkeit und Verschwendung wegen seiner Thatkraft und der Schärfe seines Urteils einer gewissen Volkstümlichkeit, die nur dem letzten Herzog und ersten König um der durch ihn erfolgten Aufhebung der Verfassung willen und wegen seines Schreckensregimentes versagt blieb. Und in die Regierungszeit dieses Königs Friedrich fällt auch die Entwicklung unseres Dichters. Es wird dadurch erklärlich, daß der Gang, welchen sein reichbegabtes, in glücklichen Verhältnissen des Elternhauses erblühendes Leben nahm, zunächst ein stiller und in sich gekehrter war.

Es sind feste Geleise, worin sich die Kindheit und Jugend Uhlands bewegte. Vor dem 14. Jahre geht sie kaum über Tübingens Umgebung, vor der Pariser Reise im Jahre 1810 nicht über das Schwabenland und die deutsche Schweiz hinaus. Große Hemmungen finden sich nirgends, überall die sichere und freundliche Pflege einer wackeren und ehrenwerten Familie. Neben dem ernsten, etwas pedantischen

Vater eine zärtlich besorgte, warmherzige, gescheite Mutter, und hinter beiden ein ehrwürdiger Großvater, Joseph Ludwig Uhland, der, als Professor der Theologie und früher der Geschichte und als Superattendent des Stifts eine angesehene Stellung bekleidend, mit der getreuen Wirtschafterin, die über 50 Jahre dem Hause gedient, dem Enkel besonders zugethan ist und in der Bibliothek voll wunderbarer Reisebeschreibungen und Geschichten, ebenso wie in den mit altväterischem Hausrat seltsam gefüllten Rumpelkammern ein reiches Feld der Phantasie öffnet. Rechnet man dazu ein 6 Jahre jüngeres Schwesterchen, für das der Bruder zärtliche Liebe hegte, einen wenige Jahre älteren Bruder, der aber frühe von einer Krankheit weggerafft wird, und die lebhaften „Basen", die Töchter eines in demselben Hause wohnenden Oheims Uhland, eines viel beschäftigten Arztes, so ist das Familiengemälde fertig, worin der kleine Ludwig als ein Knabe mit treuherzigen blauen Augen und energischem Mund, den Zeichen seiner Lauterkeit und Unbeugsamkeit, uns entgegentritt. Besonderes und Geniales macht sich nicht bemerklich. Der Knabe ist wild wie andere und von zähem, kräftigem Wesen, wie es ihm noch in hohem Alter eignete. Kein Graben ist ihm zu breit, keine Mauer zu hoch. Er streift in Gassen und Wäldern umher; auf dem Ferienbesuch in einem verwandten Pfarrhause erspäht er eine Fischotter und erschlägt sie mit seinem Stock. Die Schule wird ihm nicht durch allzu große Engherzigkeit und Kleinlichkeit der Lehrer entleidet; ein Sprachtalent, das sich ebenso durch fabelhafte Fertigkeit, lateinische Verse zu schmieden, als in der Begabung für dichterische Erzeugnisse in der Muttersprache bekundet, verschafft ihm die Gunst der Präceptoren. Von dem Großvater mag er den späteren schweigsamen Ernst und die Hinneigung zur Geschichte des engeren Heimatlandes, von der Großmutter, einer gebornen Stäudlin und damit Angehörigen der bekannten schwäbischen Dichterfamilie, die poetische Anlage geerbt haben. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß die Großmutter, solange in jüngeren Jahren ihr Mann, Joseph Ludwig Uhland, Diakonus zu Marbach war, mit der Mutter Schillers in dem nahen Verkehr gestanden, wie ihn die „Honoratioren-Frauen" schwäbischer Städtchen zu unterhalten pflegen. Der Vater hinterließ dem Sohne Pünktlichkeit und Sorgfalt in allen Arbeiten, die Mutter (Tochter des früheren Universitäts-Sekretärs Hoser) als Nachkommin eines Augsburger Bürgermeistergeschlechts den edlen Bürgerstolz. Sicher ist, daß der dichterisch begabte Knabe und Jüngling von Goethe und Schiller nicht unberührt bleiben konnte. Aber man darf nicht vergessen, daß die Werke des letzteren damals erst ihren Lauf durch Deutschland nahmen, und sodann, daß Uhland, auch wo er befragt wurde, nirgends von einem besonders tiefen Eindruck, den ihr Vorbild auf ihn gemacht, zu erzählen wußte und auch manchen Dichtungen Goethes verhältnismäßig spät nahe getreten ist. Hölty's Lieder, die damals weit verbreitet und von empfindsamen Seelen sehr verehrt waren, scheinen dagegen den Knaben besonders angezogen und manchmal zum Österberg oder sonst einem stillen Platze bei Tübingen begleitet zu haben. Eines der frühesten Uhland'schen Gedichte zeigt hiervon deutliche Spuren, indem es mit einer für das Alter des Verfassers großen Sicherheit des Ausdrucks die melancholische Weise des Hainbund-Dichters vereinigt.

Vergleicht man Uhlands Muse mit den beiden Dichtergenien seines Zeitalters, so wird sofort fühlbar, daß er mit Schiller kaum eine Verwandtschaft hat. So gewiß ihm mit diesem der hohe sittliche Adel gemein ist und so oft die Prosa Uhlands an das Pathos des großen Landsmannes erinnert, so haben doch seine Lieder und Balladen von Anfang an nichts von der Gedankenmäßigkeit und Lehrhaftigkeit der Schillerschen an sich; sie gleichen dem frischen Born, der aus dem Gesteine springt oder dem hellen Bergbach, der, das Antlitz des Sängers spiegelnd, durch liebliche Thäler sich ergießt. Überall ist es die unmittelbare innere oder äußere Anschauung, welche Uhland dichterisch durchzuckt und das einfache, aus der Seele quellende und zum Herzen sprechende Lied erzeugt. Wir sehen an ihm die eigenste Gabe einer reinen Dichternatur, und er erinnert darum an keinen so sehr als an Goethe, der den lichten, aufgehenden Stern nur zögernd und halb unwillig, aber doch schließlich anerkannt hat. So begreifen wir, daß Uhland, ohne von einem Vorbild sich abhängig zu machen, fast spielend Blüten und Früchte vom Baume der Dichtung bricht und in den ersten Jünglingsjahren Strophen singt, die noch heute Zierden seiner Werke und Lieblingslieder des deutschen Volkes sind. Des Knaben Berglied, die Kapelle, der Gesang der Jünglinge, das Lied des Armen sind so wenig vergessen als die sterbenden Helden und der blinde König. Das wonnige Hochgefühl, das ein jugendliches Herz in der Freiheit der Berge empfindet, der ergreifende Gegensatz harmloser Lebensfreude und banger Totenklage, die weihevolle Sammlung des Jünglings, der Schmerz eines inmitten des Thatendranges endenden Daseins klingen so schlicht und natürlich, so klar und warm aus diesen Poesieen, daß sie unabhängig von ihrer Zeit den Hörer immer wieder rühren. Die köstlichen Berge, Flüsse und Thäler der Tübinger Gegend und ihre erinnerungsreiche Geschichte haben sich dabei wirksamer erwiesen als jedes fremde Muster. Nur eines Ereignisses aus den frühen Jugendtagen, das bedeutsam für das ganze Werden und Schaffen geworden, dürfen wir nicht vergessen, — der ersten Bekanntschaft mit dem Nibelungenlied. Als ihm der Professor Seybold, der Vorgänger von Conz und Freund von Uhlands Eltern, aus dem Nibelungenliede vorlas, da wurde der Knabe so mächtig erschüttert, daß er vor Bewegung kein Wort zu sagen vermochte und im Innersten getroffen das Zimmer verließ. Erst später in einem für die Studienfreunde bestimmten Aufsatz über die Romantik, der mit größerem Rechte die Aufschrift „über das Poetische" hätte tragen können, giebt er jene Empfindung wieder und weist auf das düstere Bild des Übergangs der Burgunden über die Donau als ein Beispiel dafür hin, wie das Überirdische, Geheimnis- und Ahnungsvolle zum tiefsten Wesen der Dichtkunst gehöre. Ebenso hat das Waltharilied und anderes aus dem deutschen Mittelalter bald einen bleibenden und beherrschenden Einfluß auf das jugendliche Gemüt ausgeübt.

Es war ein gütiges Geschick, das unsern Sänger frühe mit Jünglingen und Männern von gleicher Liebe zur deutschen Vergangenheit und zur Poesie überhaupt verband. Aus der Gegenwart, wo alle Eigenart und Selbständigkeit des Heldentums in Deutschland lange Jahre hindurch erstorben schien, flüchtete sich die Seele sehnsuchtsvoll in die Vorzeit, deren Sage und Sang, Thun und Dichten ihr zur

Bürgschaft und Hoffnung künftiger Größe des Vaterlands wurde. Seybold und Conz waren die litterarischen Lehrer und Förderer des Strebenden, der eines großen Stipendiums wegen schon mit 14 Jahren immatrikuliert, wirklicher Student der Rechte aber erst vom 18. bis 22. Lebensjahre wurde. Justinus Kerner, Schoder, Harpprecht, Hermann Gmelin, Karl Mayer, Varnhagen und Gustav Schwab, der letztere erst später, wurden die Universitätsfreunde. Daß Uhland unter diesen Genossen als der Gewaltigste von dem Gewandtesten erkannt wurde, beweist ein Brief des redseligen Varnhagen über den hartnäckigen Schweiger, wie er Uhland nennt. Er schildert seine Lieder als Goethe'sche, ohne daß sie Goethe nachahmen, seine Prosa als voll des Feuers und des Schwunges. So wenig sonst unter der Herrschaft des Rheinbundes die Politik Eingang in den Kreis der jungen Dichter fand, einige von den Genannten legen doch von demjenigen, was damals die Welt bewegte und seine erregenden Wellen auch in den Jugendkreis warf, beredtes Zeugnis ab. Die zwei leidenschaftlichsten und ungestümsten unter den Freunden sind Opfer ihrer Zeit geworden. Schoder, der Theologe, die komische Figur unter seinen Kameraden, ein excentrischer Dichter und phantastischer Bewunderer Schillers, hatte den König Friedrich beleidigt, wurde von diesem nach einem beliebten Grundsatz für wahnsinnig erklärt, floh nach Preußen und ertrank in der Ostsee. Harpprecht, dessen Gedichte Uhland später herausgegeben, war ein Bewunderer Napoleons, trat in das Heer ein, wurde Adjutant des Marschall Berthier und schilderte in seinen Briefen packend die Schicksale dieses Kriegszeitalters, bis er in Rußland in der Schlacht an der Moskwa ein Bein einbüßte, mit dem übriggebliebenen über die Beresina kam, dann aber auch den andern Fuß durch Erfrieren verlor und in Wilna am Lazaretfieber starb. Er ist derjenige, von welchem das schöne Gedicht „Überfahrt“ singt:

Dieser brausend vor uns allen
Ist in Kampf und Sturm gefallen.

Am innigsten schloß sich Uhland als Student an Justinus Kerner, Karl Mayer und den später in Schwermut verstorbenen Hermann Gmelin an, den Bruder des bekannten Professors der Chemie. Kerner gegenüber wurde er in der Bewunderung der Poesie und gefangen von seiner Laune und sprudelnden Phantasie warm und mitteilsam, in Karl Mayer liebte er das kindlich reine und heitere Gemüt, und Hermann Gmelin, der sangeskundige frohe Genosse, war schon der Gespiele seiner Kindheit gewesen, den er noch in den Fieberphantasieen des Todeskampfes als seinen Hermann ansprach.

Die Freundschaft bethätigte sich in den Universitätsjahren durch den lebendigsten Geistesverkehr. Das als Manuskript herausgegebene „Sonntagsblatt“ nahm die Erzeugnisse der Verbundenen auf und richtete sich in schöpferischem Übermut gegen die Leitung des bekannten Stuttgarter Morgenblattes durch den Antiromantiker Weisser. Der Neue Bau, ein Stipendienkonvikt, die Wohnung Kerners und anderer Genossen, war das Hauptquartier der jugendlichen Schar. Hier wurde vorgelesen, geschrieben, gedichtet, recensiert. Puppen- und Singspiele und die leid- und wonnevollsten Lieder, die niemals untergehen werden, vernahm man dort. Auf fröhlichen Reisen wurde der

Herzensbund gekräftigt und erweitert, sei es, daß die Wanderung über „die sieben Berge“ nach Stuttgart und „ins Unterland“ ging, sei es, daß der frohe Gänger in Wald und Feld eine größere Reise unternahm, so durch die deutsche Schweiz im Jahre 1806.

Zweierlei ergiebt eine Betrachtung von Uhlands Lehrjahren mit Gewißheit. Jurist ist er nur geworden, um dem Willen des Vaters gehorsam ein Fachstudium zu haben. Denn wenn er auch vermöge seiner Gewissenhaftigkeit die begonnene Fakultätswissenschaft von 1806 bis 1810 ernstlich betrieb und beide Prüfungen darin vollendete, und wenn auch zuzugeben ist, daß ein angeborener Rechtssinn von besonderer Stärke und Beharrlichkeit ihn für den Dienst der Themis befähigte, so gehörte doch seine Seele der Dichtung und Sage. Wie könnte das anders sein bei einem Jüngling, der schon damals goldene Äpfel in silberner Schale dem Vaterlande darbot, Poesieen, die der volle Pulsschlag des Dichterberufs bewegte: die Vätergruft, das Schloß am Meer, der Abschied, der Schäfer, der schwarze Ritter, klein Roland, der gute Kamerad, der Wirtin Töchterlein! Fest und klar gerichtet war aber auch schon die ganze Persönlichkeit des Dichters. Wenn ein Varnhagen von ihm ausruft: Seine Redlichkeit, Hochherzigkeit und Treue preist jeder, der ihn kennt, als unerschütterlich, so darf er auch von seiner Poesie mit Recht erklären, nur das Gefühl und die Anschauung spreche in ihr, immer echt sei ihr Ausdruck, die Natur selbst und die Sage der Vorzeit bezeichne ihren Kreis. Ja so war es. Uhland handelte nach dem feinen Winke, den er in jenen Jahren dem leicht erregbaren Karl Mayer gab, bei seinen Versen nicht sowohl darauf zu sehen, daß sie gedichtet werden, als daß sie sich selbst dichten. Er sah sich aber für seine Gedichte, namentlich in der Form der Ballade, gleichwohl nach Stoffen um, weil, wie er sich in seinen Briefen äußert, bloß idealische Gestalten nicht so leicht vollkommene Objectivität erhalten wie solche, welche dem Dichter schon lebendig entgegentreten, aber ihr höheres Leben erst von ihm erwarten. Und der beste Stoff war ihm derjenige, worin das poetische Leben und Weben des Volksgeistes erschien, — die Sage und das Volkslied. Wie Nibelungen und Waltharius so hat ihn auch des Knaben Wunderhorn und das Heldenbuch gefesselt. Auf das Wunderhorn von Arnim und Brentano hat er „die Lieder der Vorzeit“ gesungen. In Leo von Seckendorf, der zu Regensburg einen Almanach in romantischem Geist erscheinen ließ, bald aber auf dem Schlachtfelde fiel, fand er den ersten Herausgeber einer Anzahl seiner Poesieen und einen teilnehmenden Vertrauten seiner Bestrebungen, dem er die Begeisterung für das Studium der deutschen Sage offenbart. Uhland schreibt ihm von dem Mangel an deutscher Mythologie, welchen der Dichter empfinde, von der geringen Anzahl alter Kunden der Nation, welche sich der bildenden Kraft ohne Sträuben hingeben, von der Notwendigkeit zu retten, was noch zu retten sei, auch aus den Kunden verwandter Völker und aus den Volksbüchern, die aus den Schlacken ein körniges Gold für die Hand des Künstlers blicken lassen. Die Götter der Edda und die Helden Dietrich, Siegfried und Etzel tauchen dem Dichter auf und vor ihm stand schon ein Bild dessen, was er werden sollte: der Sänger, der in Natur und Leben, wie in den Schacht des nationalen Altertums mit der Liebe des Forschers sich

versenkt und seine Bildung aus dem Stamme des Vaterlandes wachsen läßt, und der Forscher, der in den Schatzkammern der Vergangenheit mit dem Seherblick des Dichters das Echte von dem Unechten zu scheiden weiß.

Im Mai 1810 trat Uhland, das Doctordiplom in der Tasche, von den Eltern bis Karlsruhe begleitet, die Reise nach Paris an, wozu der Vater für ihn den Ertrag eines größeren Familienstipendiums angesammelt hatte. In Frankreichs Hauptstadt sollte der junge Jurist mit dem Code Napoleon und seiner Handhabung sich bekannt machen; in Wirklichkeit aber wollte dieser weit mehr die mittelalterlichen Handschriften der Bibliothek, besonders aus dem Gebiet des Heldengesangs, kennen lernen. Mancher der Freunde begriff den Zweck der Reise nicht recht, oder wunderte sich wohl, daß in der Zeit der Napoleonischen Despotie ein deutscher Jüngling die Seinestadt zum Wanderziel erkor. Die Art der beabsichtigten Uhland'schen Studien war eine noch allzu neue, die Ausbeute eine zu unsichere, als daß er viel darüber hätte reden oder Verständnis dafür erwarten können. Und wer konnte ahnen, daß der linkische Schwabensohn aus der Hauptstadt des Eroberers, in welche die gestohlenen Kunstschätze von halb Europa zusammengetragen waren, Lieder und Sagen zurückbringen würde, die nicht bloß altfranzösisches sondern altgermanisches Heldentum feiern und durch die Kraft, die sie atmen, später zur Stärkung und Erhebung des deutschen Geistes beigetragen haben? Schon die Reise den damals nicht deutschen sondern französischen Rhein hinab war ein Ereignis voll tiefer Eindrücke für den Jüngling. Wie sich ein Traum manchmal im Leben verwirklicht, so erlebte er die Scene auf der Rheinfahrt fast buchstäblich, die er in dem schönen Lied

Ein Schifflein ziehet leise den Strom hin seine Gleise

früher geschildert hatte. In Koblenz aber machte die Unverschämtheit der welschen Douaniers, daß dem Schwaben sein Blut wallte. Wurde auch in Paris der Gang nach dem palais de justice dann und wann unternommen oder eine Rechtsschrift studiert, die Bibliothek bildete neben einigen Besuchen der Gemäldesammlung die wahre Heimat der Uhland'schen Studien, um so mehr als er nur wenige Freunde und Bekannte fand. Die Lieder der Vorzeit, „Jungfrau'n von ew'gem Preise“, wollte er dort erlösen. Er folgte den Spuren Goethes, der zuerst seine Poesie in der erfrischenden Lieder- und Sagenflut der Vorzeit verjüngt hatte, und ihm, dem Herrlichen, dem Königssohne, der die deutsche Dichtung wieder erweckt, gilt nach dem Ende der Pariser Studien die der französischen Erzählung La belle au bois dormant (Dornröschen) nachgedichtete wunderbare Allegorie „das Märchen“, besonders die Strophe:

Ein Morgen, rot und golden, Hat uns den Mai gebracht,
Da trat mit seiner Holden Der Prinz aus Waldesnacht.
Es schreiten die alten Meister In hehrem stolzem Gang,
Wie riesenhafte Geister, Mit fremdem Wundersang.

So sind es besonders die karolingische und die normannische Sage, deren Erzählungen und alte Lieder er in Paris findet und dichterisch erneuert, nicht ohne

daß der Sänger des Normannenherzogs Wilhelm und der Wallfahrt nach St. Michael („Legende") mitten in der Pariser Zeit als treuer Sohn der schwäbischen Heimat in diese hinübergreift und ihre Burgen („die drei Schlösser") sich vor die Seele zaubert oder in „Graf Eberhards Weißdorn", der im Palais Royal entstanden, der Sehnsucht nach dem Vaterland Ausdruck giebt. Die Abhandlung über das altfranzösische Epos, die wir unter Uhlands Werken zur Geschichte der Dichtung und Sage finden, war eine spätere Frucht des Pariser Fleißes. So groß war dieser, daß er in den kalten Sälen der Bibliothek abwechselnd mit der linken Hand schrieb, um die von Winterfrost erstarrte rechte wieder zu erwärmen. Die Pförtnersfrau seines Hotels pries die Mutter glücklich, die einen solchen Sohn besitze, und gedachte späteren deutschen Besuchen gegenüber noch mit Vorliebe des schwäbischen Dichters.

Persönliche Verbindung mit einigen trefflichen Männern wurde Uhland in Paris, wo er sich anfangs so verlassen fühlte. So mit Immanuel Bekker, dem berühmten Philologen, mit dem er romanische Literatur und selbst die Lusiaden des Camoens las; ferner durch Varnhagen, dem er ebenfalls an der Seine begegnete, mit Chamisso. Wenn dagegen die Mutter gehofft, er werde mehr äußere Gewandtheit bei den Franzosen sich aneignen, so hat sich das kaum erfüllt; wohl aber die Erwartung, daß er brav und gut bei ihnen bleiben werde. Varnhagen hatte ihn richtiger geschätzt, wenn er prophezeit, auch die Franzosen würden ihn nicht redseliger machen. Lieber ließ er sich für einen Uhrmacher halten, dem gefällige Franzosen im Louvre zum Verständnis der über seinen Horizont gehenden mythologischen Bilder verhelfen wollten. Kurz unser Uhland war, als er im Januar 1811 nach Deutschland zurückkehrte, der alte. Wie er seine Gulden angewandt, um in Pariser Buchläden alte Volksbücher — z. B. die Haimonskinder — zu kaufen, so hat ihm auch Glut und Glanz der romanischen Octaven und Sonette, worein er sich dort vertiefte, das Bewußtsein nicht rauben können, daß für den deutschen Dichter das Sprichwort wahr sei und bleibe: Schlicht Wort und gut Gemüt ist das echte deutsche Lied. Daran gedachte er, als er auf dem Rückweg, den Straßburger Münsterturm besteigend, Goethe's Hauch verspürte, in Wildbad seinem treuen Justinus, dem jungen Arzt, in das Auge sah und die Mitarbeit an einem poetischen Almanach für 1812 versprach, und endlich wieder in Tübingen in dem trauten Hause eintraf, von dem er hat sagen können:

In meiner lieben Eltern Haus
War ich ein frohes Kind.

Still und einsam kam aber dem Dichter Tübingen nach der Rückkehr von der großen Reise gleichwohl vor. Gustav Schwab, der noch im Stift studierte und August Mayer, Karls jüngerer Bruder, boten ihm zwar für den zahlreichen Freundeskreis früherer Jahre herzlichen Ersatz, aber die praktische Vorbereitung auf die Advokatur, zu deren Ausübung er jetzt die Erlaubnis erlangt, „Criminal-Defensionen" und Civil-Prozesse mit ihren kleinen Freuden und großen Leiden, nahmen ihn in Anspruch, während die Nachwirkung der Pariser Studien und der an diese sich anschließende dichterische Gestaltungsdrang den Streit zwischen Beruf und Neigung empfindlicher machten. Manche der in jener Zeit entstandenen Gedichte fanden Auf-

nahme in die beiden Almanache Kerners von 1812 und 1813, andere erschienen erst später in der Gedicht-Sammlung. Schwab wurde Uhlands Freund für das ganze Leben. Der Sinn für die Natur und für das Altertümliche in Sage, Sitte und Sang verband beide, und ein gütiges Geschick, das sie wiederholt auch räumlich zusammenführte, nährte den geschlossenen Bund. August Mayer war eine phantasievolle, musikalische Natur, aber innerlich noch nicht gefestet. Sein Schicksal hat einige Ähnlichkeit mit demjenigen Harpprechts und führte Uhlands Interesse wenigstens auf diesem persönlichen Wege der großen Zeitbewegung zu, welche ihm drei Freunde, zwei vertraute (Harpprecht und A. Mayer) und einen, dem er aus der Ferne geistig nahe getreten (Leo von Seckendorf), verschlang. Es ist geradezu wunderbar, wie die vielen Briefe Uhlands aus jener Zeit demjenigen, was die Welt und viele deutsche Herzen bewegte, damals und noch bis 1813 selten ein Wort geweiht, und wenn es geschah, fast nur, um teilnehmend nach den in das Kriegsgeschick verflochtenen Freunden sich zu erkundigen. Wäre Uhland nicht von Natur ein Schweiger gewesen, so könnte man es nicht begreifen. So aber hat er zu allen Zeiten, wo er nicht mit seiner ganzen Person eintreten konnte, geschwiegen und oft dasjenige, was ihn am mächtigsten bewegte, in sich verschlossen. Daß er zu Wort und That für Freiheit und Vaterland bereit war, hat sein späteres Leben wahrlich hell genug geoffenbart. Vor 1813 war ein freies Wort in dem geknechteten Rheinbundsland unmöglich, für den Urheber verderblich, für die Sache vergeblich. Es ist, als wenn das trübe Bild der Gegenwart den Dichter um so inniger zu den farbenhellen Gemälden der Vergangenheit hingezogen hätte, als wenn er die Helden, deren das Vaterland bedurfte zu seiner Befreiung, in den Zauberkreisen der Romantik hätte suchen und finden wollen. Aus den Chroniken seiner Pariser Studien stiegen ihm herauf die Helden der Vorzeit: Karl der Große und seine zwölf Genossen, die wie ein mahnendes Gegenbild gegen den korsischen Cäsar und seine Marschälle sich abheben in dem Sange „König Karls Meerfahrt“; Roland, der Schildträger, der den Riesen erschlägt; der germanische Siegfried, der seinem Thatendurste das Schwert schmiedend den Ambos in den Grund schlägt; der Normane Taillefer, dessen Sang

> So herrlich klang über Hastingsfeld,
> Von Roland sang er und manchem frommen Held —;

der kastilische Pascal Vivas, in dessen Rüstung Sanct Georg siegreiche That vollbringt.

Freilich auch Gesänge, welche mit solchem Heldentum nichts zu schaffen haben, entquollen dem dichterischen Gemüte. Nicht bloß der Klangschritt, sondern auch der Inhalt romanischer Poesie ertönt bei Uhland in den Jahren 1811 und 1812. Sonette, Glossen und Octaven wechseln mit den Cid-Trochäen, in welchen das Geschick der Sängerliebe feurig geschildert wird. Voll weicher Melodie, voll warmen Lebens, voll südlichen Pulsschlags gehören die letzteren zu dem Schönsten und Harmoniereichsten, was uns Uhland hinterlassen; diese Gesänge bleiben unvergessen, so lange süßer Wohllaut in der Saiten Gold dem Deutschen noch etwas gilt.

Es ist Zeit, hier innezuhalten und sich zu vergegenwärtigen, was Uhland bis dahin als Dichter geworden, da er, aus der Vorbereitungszeit zur Berufsarbeit hinüberschreitend (Winter 1812/13), die Jugend hinter sich ließ und in ernste, kampfreiche Mannesjahre eintrat. Die im engeren Sinn lyrische Periode seiner Poesie neigt sich damit dem Ende zu. Was er in den Mannesjahren sang, war mehr getragen von scharf umrissenen Gestalten der Sage und Geschichte oder von der mächtigen Bewegung des Tages. Was er bisher gesungen, war vorherrschend der Ton eigenster Empfindung, der unvermittelt aus seiner Brust quoll oder in der Hülle objektiver Zustände und Geschichten diese so durchleuchtete, daß stets das inwendige Erlebnis des Dichters selbst vor dem Hörer stand. Die Jahre 1811 und 1812 sind die Zeit des Übergangs von der jugendlichen zur männlichen, der subjektiven zur objektiven, der mehr lyrischen zur mehr epischen Dichtungsart. So aus dem Herzen strömende Strophen wie diejenige aus dem Frühlingsglauben:

> Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
> Man weiß nicht, was noch werden mag,
> Das Blühen will nicht enden . . .

oder wie das bekannte:

> Ich bin so hold den sanften Tagen, Wann in der ersten Frühlingszeit
> Der Himmel, blaulich aufgeschlagen, Zur Erde Glanz und Wärme streut . . .

Verse, welche der Glanz des Jugendtraumes durchzittert, wie goldner Sonnenschein im zarten Grün der Buchenwipfel spielt, solche echten Volkslieder wie der weiße Hirsch, der Wirtin Töchterlein oder die Abschiedsweise: Was klinget und singet die Straß' herauf? welche von selbst zum Gesange werden, solche Klänge wie das herzbewegliche Wanderlied: Eine Blüt', eine Blüt' mir gieb! oder das Morgenlied: Noch ahnt man kaum der Sonne Licht! oder das Jägerlied: Kein beßre Lust in dieser Zeit! so volle, reine Glockentöne wie in der „verlorenen Kirche“ kennzeichnen für immer Uhlands Jugendzeit, dem an früher Reife und Vollendung des Liedes nur der einzige Goethe ebenbürtig zur Seite tritt. Daß sich bei Uhland Anklänge an diesen finden, ist ebensowenig zu leugnen, als es gewiß ist, daß solche Spur gemeinsamer Empfindung mit dem großen Dichter überall sich zeigen muß, wo das deutsche Gemüt die Saiten der Harfe bewegt. Wen sollte nicht die Vätergruft an den König von Thule, das vorhin erwähnte Jägerlied an das Goethesche „Im Felde schleich' ich still und wild“, das Gretchen an Egmonts Klärchen, der König auf dem Turme an das Lied des großen Meisters „Hoch auf dem alten Turme steht des Helden edler Geist“ erinnern? Auch an Bürger gemahnt ja manches, z. B. ganz auffallend an die Lenore das Lied vom treuen Walther. Ebenso an Klopstock und Hölty. Von einem tiefer gehenden Einflusse dieser Dichter, selbst Goethes, kann man aber bei der Abgeschlossenheit und frühreifen Selbständigkeit der Uhlandschen Muse nicht reden.

Das Gelübde:

> Edler Geist des Ernstes soll Sich in Jünglingsseelen senken,
> Jede still und andachtvoll Ihrer heil'gen Kraft gedenken —

hatte Uhland erfüllt. Ein geistiger Adel schwebt über seiner Jugend. Wie schön und herzlich war das Verhältnis zu seinen Eltern! Nie verkümmern ihm diese das Dichterziel, zu dem das Innere ihn zog, nie versagt er ihnen den liebenden Gehorsam, der mit Sorgfalt auch auf einen praktischen Beruf sich vorbereitet. Und welcher Kreis trefflicher Jünglinge umgab den Edlen! Und wie hoch haben sie ihn gehalten! Mochten sie noch so verschieden, mochte er schweigsam und wenig mitteilsam sein, sie sind des Ruhmes und der Bewunderung für ihn voll. Was für ein herrlicher Mensch ist dieser Uhland und wie sind wir glücklich, ihn zum Freunde zu haben! so tönt es aus dem Munde Kerners, und Varnhagen und Bekker, Chamisso und Dorothea Schlegel, Karl und August Mayer, Schwab und Köstlin, Fouqué und Seckendorf, Harpprecht und Schober waren in diesem Bekenntnis einig. Auch hohe, reine Liebe hatte sein Herz berührt, wie manche Lieder verraten, wenn auch das Nachforschen nach bestimmten Persönlichkeiten ebenso unnötig wie vergeblich ist.

II. Kämpfe und Dichtungen auf der Höhe des Lebens.

Zu Ende des Jahres 1812 wurde Uhland als „Accessist" in das Justizministerium zu Stuttgart berufen und dort mit der Verwaltung der zweiten Sekretärstelle beauftragt, ohne Gehalt, aber mit der Aussicht, bald in ein solches einzurücken und fest angestellt zu werden. Es wurde Ernst mit dem juristischen Beruf und die Verhältnisse, in welche Uhland während der nächsten 7 Jahre hineingeführt wurde, waren gleichfalls ernst und reich an Kämpfen. Den Sekretariatsdienst Uhlands darf man sich nicht als einfache Expedienten-Arbeit denken, vielmehr war mit demselben namentlich die Anfertigung von Berichten und Vorträgen des Justizministers an den König verbunden, wozu nur talentvolle jüngere Juristen mit der Aussicht auf gute Laufbahn herangezogen wurden. Das provisorisch bekleidete Amt war somit eine Auszeichnung und auch nicht uninteressant. Der König übte Kabinetsjustiz, milderte nicht nur, sondern verschärfte auch die erkannten Strafen. In der Art, wie der Minister die Königliche Entscheidung zu beeinflussen verstand, lag somit ein großer Teil der Rechtspflege. Die Umwege des Ministers liebte sein Sekretär nicht. Vielmehr suchte derselbe lediglich dem wirklichen Recht zur Geltung zu verhelfen und hatte die Genugthuung, daß seine Berichte auch meistens in diesem Sinne wirkten. So konnte ein herzliches Verhältnis zwischen Uhland und seinem adeligen Chef nicht entstehen, und als nach 5/4jähriger Arbeit die Anstellung mit Gehalt noch nicht erfolgte, legte der Dichter sein Staatsamt nieder und wurde Advokat. Lebendiges Rechtsgefühl und ausdauernde Zähigkeit befähigten ihn hierfür. Diesen Eigenschaften standen aber andere hemmend gegenüber: sehr bedächtig arbeitende Gründlichkeit, niemals sich hervordrängende Bescheidenheit, idealer, gegen Gewinn und Vorteil gleich-

giltiger Sinn, phantasievolles, durch kleinliche Rechtsstreitigkeiten nicht befriedigtes Wesen. Wie das letztere so zog auch die politische Erregung einer großen Zeit ihn von der Advokatur ab.

Napoleons Stern war gesunken. General Kerner, der Bruder Justinus Kerners, war halb gebrochen und in abgerissener Uniform aus Rußland zurückgekommen und hatte dem König Friedrich zugerufen: Ew. Majestät haben keine Armee mehr. Der König hatte sich, um den Thron nicht zu verlieren, den Verbündeten anschließen müssen, aber — im Herzen immer noch Napoleonisch — hielt er jede Regung von Vaterlandsbegeisterung mit großer Strenge nieder. Freiwillige wurden von ihm in der Feldarmee nicht geduldet. Uhland aber brach sein langjähriges Schweigen. Fehlte auch unter den geschilderten Verhältnissen in Württemberg, das ja von den Franzosen nicht mißhandelt und zertreten worden war, die große vaterländische Volksbewegung des Nordens und konnte Uhlands Gesang darum nicht den begeisterten Flug eines Arndt und Körner nehmen, in warmen Herzenstönen erklingt er doch:

> Ich schlag' den Geist in Bande Und werf' an den Mund ein Schloß,
> Bis ich dem Vaterlande Gedient als Schwertgenoß —;

und da er dies nicht kann und darf, so will er ihm wenigstens als Sänger dienen:

> Und bin ich nicht geboren Zu hohem Heldentum,
> Ist mir das Lied erkoren Zu Lust und schlichtem Ruhm,
> Doch möcht' ich eins erringen In diesem heil'gen Krieg,
> Das edle Recht, zu singen Des Vaterlandes Sieg.

Mit Begeisterung folgt er dem Siegeszuge des Marschall Vorwärts:

> Vorwärts heißt ein Feldmarschall,
> Vorwärts, tapfre Streiter all! Vorwärts!

Mit banger Sorge sieht er auf das Ränkespiel der Diplomaten, welches dem Cäsar sein Frankreich zu lassen und Deutschland um die Frucht des Sieges zu bringen drohte. Wer hat nicht schon vernommen jenes wunderbar in Melodie gesetzte Lied:

> Es war so trübe, dumpf und schwer, Die schlimme Sage schlich umher,
> Sie krächzte, wie zur Dämmerzeit Ein schwarzer Unglücksvogel schreit, .

und nicht den Jubelruf:

> Da schwingt sich's über'm Rhein empor Und bricht den düstern Wolkenflor.
> Ist's stolzer Adler Sonnenflug? Ist's tönereicher Schwäne Zug?
>
> Es rauscht und singt im goldnen Licht: Der Herr verläßt die Seinen nicht!
> Er macht so Heil'ges nicht zu Spott, Viktoria! mit uns ist Gott!

Dem freien, wieder vereinigten Vaterlande will er seine Lieder weihen:

> Dir möcht' ich diese Lieder weihen, Geliebtes, deutsches Vaterland!
> Denn dir, dem neu erstandnen, freien Ist all mein Sinnen zugewandt.
> Doch Heldenblut ist dir geflossen, Dir sank der Jugend schönste Zier:
> Nach solchen Opfern, heilig großen, Was gälten diese Lieder dir?

Übrigens dichtete Uhland 1813 und 1814 nur wenig. Mit dem Jahre 1815 aber trat seine Muse in den Dienst des Rechts- und Verfassungskampfes, mit welchem

sein Name in Schwaben für alle Zeiten verbunden ist. Die treue Liebe wackrer Freunde hielt ihn aufrecht in dieser schweren Zeit und die Heiterkeit eines guten Gewissens und edlen Herzens hat er damals nicht verloren. Schott, Jäger, Köstlin, Roser und andere von Tübingen her mit ihm Verbundene waren seine Genossen und vereinigten sich mit ihm mehrmals in der Woche bei einem Becher Weins im „Schatten." Darum sang er:

Ich weiß mir einen Schatten, Da fließt ein kühler Quell,
Der stärket jeden Matten, Der quillt so rein und hell.
Er ist von edlem Schlage Und strömt nicht Wasser, nein!
Der Quell, von dem ich sage, Ist echter, goldner Wein.

Im Frühjahr 1815 berief König Friedrich, einen Machtspruch des Wiener Kongresses und daraus eine Schädigung seiner Souveränetät fürchtend, Landstände. Von jetzt an bis zu dem Tage, wo ein neuer Vertrag zwischen dem Landesherrn und den Ständen zu stande kam, d. h. während eines Zeitraumes von mehr als 4 Jahren, gehörte Uhlands Dichten und Trachten dieser Bewegung. Der alte Grundvertrag, ein heiliges Recht des Volkes, vom König willkürlich aufgehoben, mußte hergestellt oder auf seiner Grundlage ein neuer errichtet werden. Das war Uhlands Überzeugung und Losung. Ehe dies geschehen, wollte er kein Staatsamt annehmen, keinen Diensteid leisten — so oft die Versuchung hiezu an ihn herantrat. Der Tübinger Vertrag zwischen Herzog Ulrich und dem Lande hatte zwischen Fürst und Land ein Rechtsverhältnis auf ewige Zeiten aufgerichtet, in welchem das Land als die durch Vertreter dargestellte Vereinigung der Ämter, Städte und geistlichen Stifter unter Garantie des Reiches und verschiedener Reichsfürsten die Zusicherung erhielt, daß ohne Zustimmung der Landstände keine Steuer ausgeschrieben und keine Kriege — mit Ausnahme gewisser Fälle — unternommen werden sollten, sowie die Gewährleistung der Auswanderungsfreiheit, einer ordentlichen Rechtspflege, der Unveräußerlichkeit und Unteilbarkeit des Landes. Die Stände, Landschaft genannt, waren es, welche unter Mitwirkung herzoglicher Beamten die etwa von ihnen beschlossenen Steuern ausschrieben und einzogen, das Bewilligte an die herzogliche Kasse abführten, das übrige in der Landschaftskasse verwalteten, die übernommenen Schulden tilgten, zur Bestreitung der ständischen Ausgaben eine „geheime Truhe" aus der Landschaftskasse speisten, die Landesbeschwerden durch Stellung von Bedingungen bei Geldverwilligungen erledigten d. h. befriedigende Landtagsabschiede erzielten, unter Umständen auch den Fürsten, dem nur nach Beschwörung der Verfassung gehuldigt wurde, bei Kaiser und Reich verklagten und durch eigene Konsulenten auf dem Rechtswege belangten. Während der Landtag selbst nur im Bedürfnisfalle zusammenzutreten pflegte, geschah die Ausübung und Überwachung der ständischen Rechte durch einen kleineren und größeren Ausschuß, von denen der kleinere nach eigener Entschließung, bei einem Thronwechsel sogar ohne besondere Einladung seiner Vorsteher zusammentrat. Auch in den schlimmsten Zeiten des fürstlichen Absolutismus war diese Verfassung, insbesondere der Ausschuß mit seiner geheimen Truhe und seinen Konsulenten, eine Schranke und Gewissensstimme gegen Willkür und Mißregierung.

Das kluge Lächeln neuerer Staatsweisen darüber, daß die aus Gnade einberufenen Stände nicht gleich zugriffen, um die vom ersten König gespendete Verfassung anzunehmen, darf nicht irre machen. Sollte das Land, das unveräußerliche Rechte besaß, von einem König, der dieselben mit Füßen getreten und die Verfassung gebrochen, das moderne Geschenk mit Handkuß acceptieren? Nein, es gereicht dem schwäbischen Stamme und seinen Vertretern, unter welchen Prälaten, Bürger und Bauern einmütig waren, zur Ehre, daß das nicht geschah, sondern eine Versöhnung und Wiederherstellung des Rechtsbewußtseins durch Anerkennung der alten Verfassung als der Grundlage für vertragsmäßige Vereinbarung einer neuen gefordert wurde. Wenn auch in die Ausführung der alten Verfassung vor deren einseitiger Aufhebung einzelne Mißbräuche sich eingeschlichen, so soll man doch über das sittliche Gefühl eines Volkes nicht spotten, das sein bestes und heiligstes Rechtsgut, den seit drei Jahrhunderten bestehenden Grundvertrag und die vielen dafür aufgewendeten Arbeiten, Kämpfe und Leiden wert und teuer achtete und nicht leichthin preisgab.

Auf König Friedrichs Danaergeschenk war die Antwort der Stände ein einmütiges Nein. Zu denen, die außerhalb des Landtags für „das alte, gute Recht“ eintraten, gehörte aber an erster Stelle unser Uhland. Auch die im Herbst 1816 einberufene zweite Ständeversammlung gelangte noch nicht zur Erledigung der Verfassungsfrage. Zwar bestieg bald nach ihrem Zusammentritt der ritterliche, staatskluge und volksfreundliche König Wilhelm den Thron und suchte Verständigung. Aber die Wünsche des Königs und seines edlen Ministers v. Wangenheim und diejenigen der Stände gingen zu weit auseinander, besonders betreffs des Zwei-Kammer-Systems, eines Wangenheim'schen Lieblingsgedankens, sowie betreffs des ständischen Ausschusses, der Landschaftskasse und dergl. So wurde schließlich der königliche Entwurf verworfen und der Landtag im Sommer 1817 aufgelöst. In diese Zeit der Mißverständnisse und Verständigungsversuche fällt eine Reihe Uhland'scher Gedichte, die für das alte, gute Recht und gegen die Neuerer eintreten.

Der Streit um praktische Fragen brachte es mit sich, daß seine Muse bis an die Grenzen der Poesie ging. Ebenso gewiß ist aber, daß eine Fülle dichterischer Kraft und Schönheit auch in diesen Gesängen sich findet. Wenn er seine neue Muse mit den feurigen Worten einführt:

> Andre Zeiten, andre Musen! Und in dieser ernsten Zeit
> Schüttert nichts mir so den Busen, Weckt mich so zum Liederstreit,
> Als wenn du, mit Schwert und Wage, Themis, thronst in deiner Kraft,
> Und die Völker rufst zur Klage, Könige zur Rechenschaft —;

wenn er dem König Wilhelm bei seiner Thronbesteigung zurief:

> Jetzt da von neuem Lichte Die Hoffnung sich belebt,
> Und da die Volksgeschichte Den Griffel wartend hebt:
> O Fürst, für dessen Ahnen Der unsern Brust gepocht,
> Und unter dessen Fahnen Die Jugend Ruhm erfocht,
> Jetzt unvermittelt neige Du dich zu unsrem Schmerz!
> Ja, du vor allen zeige Für unser Volk ein Herz!

wenn er dem gescheiterten Entwurfe eben dieses Königs nachrief:

> Noch ist kein Fürst so hoch gefürstet, So auserwählt kein ird'scher Mann,
> Daß, wenn die Welt nach Freiheit dürstet, Er sie mit Freiheit tränken kann,
> Daß er allein in seinen Händen Den Reichtum alles Rechtes hält,
> Um an die Völker auszuspenden, So viel, so wenig ihm gefällt —

so sind das heute noch Klänge, die zum Herzen sprechen.

Die Freunde stimmten mit Uhland nicht durchweg überein, namentlich die Nicht-Württemberger, darunter z. B. Friedrich Rückert, der damals als Redakteur des Morgenblatts in Stuttgart lebte, auch Varnhagen, zum Teil selbst Justinus Kerner. Der unbestechliche Charakter Uhlands bewährte sich besonders dem Minister v. Wangenheim gegenüber, der für Uhland entschiedenes Interesse hatte und sogar 1815 die Herausgabe seiner Gedichte bei Cotta vermittelte. Uhland hielt ihn in der Verfassungsfrage für einen wohlmeinenden Doktrinär, der nicht in dem geschichtlichen Boden des Landes wurzle, und rief ihm das schneidende Wort zu:

> Du meinst es löblich, doch du hast
> Für unser Volk kein Herz.

Wie auf die heimatliche Bewegung auch die Liebe zum großen Vaterlande in Uhlands Seele ihr Licht warf, zeigt das herrliche Lied zum 18. Oktober 1816:

> Wenn heut' ein Geist herniederstiege, Zugleich ein Sänger und ein Held,
> Ein solcher, der im heil'gen Kriege Gefallen auf dem Siegesfeld,
> Der sänge wohl auf deutscher Erde Ein scharfes Lied, wie Schwertesstreich,
> Nicht so, wie ich es singen werde, Nein! himmelskräftig, donnergleich —

worin er den Geist an das Gewissen der Völker und Fürsten sich wenden und sie an die heilige Pflicht zum Aufbau des nationalen Rechts- und Freiheitsstaates mahnen läßt.

Uhland war von diesen Vaterlandsfragen ganz erfüllt. Auch wo er damals vom politischen Liede zur reinen Poesie sich wandte, wählte er solche Stoffe, in welchen das Verhältnis des Fürsten zu Stamm und Volk aus Sage und Geschichte besonders hell zu Tage trat. Abgesehen von dem Singspiele „Normännischer Brauch" und dem unvollendeten Fortunat sind aus jener Zeit fast nur solche poetische Bearbeitungen geschichtlicher und sagenhafter Stoffe zu nennen: der Balladenkranz Graf Eberhard der Rauschebart, die Dramen Herzog Ernst von Schwaben und Ludwig der Baier. Auf das Beziehungsreiche in diesen Dichtungen wirft die bekannte Strophe aus dem noch unter König Friedrich gedichteten Eberhard ein Schlaglicht:

> In Fährden und in Nöten zeigt erst das Volk sich echt,
> Drum soll man nie zertreten sein altes, gutes Recht.

Die Jahre 1817 und 1818 gehörten zu den schwersten in Uhlands Leben. Nach der Landtagsauflösung vom Jahre 1817 schien das ganze Verfassungswerk gescheitert, und da Uhland sich selbst das Wort gegeben, im verfassungslosen Staate kein Amt anzunehmen, andererseits aber in der Notwendigkeit, als Advokat sein Brot zu verdienen, sich nicht glücklich fühlte, so sah er, der Urschwabe, auswärts

nach einem befriedigenderen Berufe sich um, und dies zu einer Zeit, wo in der Heimat die besten Aussichten sich boten und man in Tübingen für eine Professur der deutschen Litteratur ihn vorschlug. Seine Eltern waren tief betrübt, und die Mutter zumal hielt dem Sohn in bewegten Worten vor, wie er sein Lebensglück zu zerstören im Begriff stehe und hinsichtlich des Diensteides überspannte Bedenken hege. Es wird ihm das Los der alten Jungfern prophezeit, welche erst die Wahl gehabt und, nachdem sie zu keinem Entschluß gekommen, die Qual. Bitteres Weh mögen solche und ähnliche Klagen dem treuen Sohnesherzen bereitet haben. Noch herberes Leid schuf die stille Liebe, welche er bei solcher Unsicherheit seiner Verhältnisse der Angebeteten nicht zu gestehen wagte. Da war es gut, daß er bei dem Freunde Gustav Schwab, der mittlerweile (1817) Professor am Stuttgarter Gymnasium geworden war, ein Haus fand, wo er sich mitteilen und auf Verständnis rechnen konnte. Schwabs Frau, Sophie, geb. Gmelin, die Base von Hermann Gmelin, trug dazu das Ihrige bei. Und auch bei der Geliebten fand sein zurückhaltendes, schweigsames Wesen Verständnis. Wie Ahnung eines künftigen, schöneren Morgens tönt es uns aus dem Neujahrsbrief an die Eltern von 1818 entgegen: „Schon manchmal hat sich ein Lichtstrahl eröffnet, wenn alles verschlossen schien.“ Der Lichtstrahl kam und bald der volle Sonnenschein. Erst besserten sich die äußeren Verhältnisse durch Honorare für die Gedichtsammlung und die beiden Dramen. Im Jahre 1819 aber berief König Wilhelm von neuem die Stände und zwar diesmal nach Ludwigsburg und suchte mit ihnen durch eine andere Vorlage unter Anerkennung des alten Grundvertrags Verständigung. Da es beiderseits an gutem Willen nicht fehlte, so gelang die heute noch bestehende, segensreiche Verfassung von 1819. An ihr mitzuarbeiten, war auch Uhland vergönnt, der nunmehr, nach Überschreitung des 30. Lebensjahres, zum Abgeordneten gewählt werden konnte und von seiner Vaterstadt Tübingen wirklich gewählt wurde. Auch die Eltern, die sich über die dem Sohne immer mehr gewordene Anerkennung schon lange gefreut und in Stuttgart der Aufführung des Herzog Ernst beigewohnt hatten, waren stolz auf seine Wahl. Uhland widmete seine ganze Kraft den ständischen Arbeiten und zwar, da ihm für die zweite Auflage der Gedichte ein Honorar von 800 fl. zu teil wurde, ohne wirtschaftliche Sorgen. Die Abfassung der Dankadresse für das Betreten des Vertragswegs an den König Wilhelm wurde ihm übertragen und als Mitglied der Deputation, welche dieselbe überreichte, kam er zum erstenmal in persönliche Berührung mit demselben. Dieser Fürst, der die Aufrichtigkeit seiner konstitutionellen Gesinnung in einer fast 50jährigen Regierung — trotz mancher späteren Konflikte mit den Ständen und auch mit Uhland — bewährt hat, nahm die Deputation und besonders auch den Dichter freundlich auf und dankte ihm für sein Gedicht auf den Tod der Königin Katharina, das noch in der Zeit des Kampfes in keuscher, stolzer Sprache aus der Hand des Freiheitsmannes einen „Ährenkranz“ auf das Grab dieser Wohlthäterin der Armen niedergelegt hatte. Dem Könige selbst hatte Uhland in der Adresse sagen können: „Von neuem den Weg des Vertrages betretend, bewähren Eure Majestät die höchste Achtung für Ihr Volk und den Geist der Gerechtigkeit,

der des Fürsten erste Tugend ist." Bei der im September erfolgenden Abstimmung sagte Uhland: „Der König hat seine Erklärung gegeben, wir geben die unsere. Ich kann Ja oder Nein sagen, ich sage Ja! Mancher wird manches vermissen, aber das Wesentlichste besteht, vor allem jener Urfels unseres alten Rechts, der Vertrag. Nochmals Ja!" Die Bedenken gegen das Zweikammer-System hatte Uhland dabei geopfert. Die von dem König und den Ständen unterzeichneten Verfassungsurkunden wurden ausgewechselt, wobei evangelische und katholische höhere Geistliche Gebete sprachen. In Stuttgart wurde zur Feier des das ganze Land beglückenden Ereignisses der „Herzog Ernst von Schwaben" auf der Hofbühne aufgeführt. Der Dichter aber war aus einem gedrückten ein froher Mann geworden. Schon im Monat Mai (1819) hatte er an Emilie Vischer, die Stieftochter des Hofrats Pistorius, ein edles, hochbegabtes Mädchen, das er bei ihrer Schwester, der Gattin seines Freundes Roser, zuerst kennen gelernt, ein Lied übersandt, dessen beide letzten Strophen lauten:

Auf eines Berges Gipfel Da möcht' ich mit dir stehn,
Auf Thäler, Waldeswipfel Mit dir herniedersehn.
Da möcht' ich rings dir zeigen Die Welt im Frühlingsschein,
Und sprechen: wärs mein eigen, So wär' es mein und dein.

In meiner Seele Tiefen, O sähst du da hinab,
Wo alle Lieder schliefen, Die je ein Gott mir gab!
Da würdest du erkennen, Wenn Echtes ich erstrebt,
Und mags auch dich nicht nennen, Doch ists von dir belebt.

Die Mutter der von den Ihrigen und auch von Uhland Emma genannten Emilie Vischer war diejenige gewesen, auf deren Grab Rückert 1816 seinen Sonettenkranz „Rosen auf das Grab einer edlen Frau" niedergelegt. Die förmliche Verlobung erfolgte am 16. Januar 1820, einen Tag, nachdem Uhland, aufs neue von Tübingen gewählt, seinen Sitz in der auf Grund der Verfassung gebildeten Abgeordnetenkammer eingenommen. Die kurze Bräutigamszeit war sehr durch ständische Arbeiten angefüllt. Uhland, der ein Referat über die Notwendigkeit eines deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs und der Öffentlichkeit der Strafrechtspflege übernommen, war so gewissenhaft, daß er den Morgen seines Hochzeitstages bis 2 Uhr mittags im Ständehause verbrachte und sogar nach der Trauung sich noch auf kurze Zeit dahin begab. Gustav Schwab aber, der treue Freund, rief ihm zu:

Wohl dem, der das errungen, Was unser Freund errang,
Dem, wie ihm viel gelungen, Das Leben auch gelang!

und behielt sich das alte Vertrauensrecht mit den Worten vor:

Die Liebe mag verdunkeln Jedweden andern Stern,
Doch ihr zur Seite funkeln Läßt sie die Freundschaft gern.

Was für eine treffliche Gattin Uhland in seiner Frau Emma gewonnen, das wissen alle, die sie kennen gelernt. Und jedermann kann sie heute noch kennen lernen aus dem von ihr herausgegebenen Buche „Uhlands Leben", das wesentlich an den Briefwechsel des Dichters anschließt und ein so treues, liebendes Herz des

Weibes, einen so zarten und fein fühlenden Sinn, ein so inniges Verständnis für Arbeit und Dichtung, Leid und Freude des Dichters bekundet, daß man bekennen muß: Uhland hat ein edles Weib errungen. Blieb der Ehe auch der Kindersegen versagt, so schuf doch das stille Walten der trefflichen Wirtin dem Sänger ein beglückendes Heim, aus dem er seine manchfachen Wanderungen mit der Gattin oder ohne sie nur unternahm, um mit immer neuer Freude dahin zurückzukehren. Daß er daneben noch geraume Zeit des Besitzes lieber Eltern sich erfreuen durfte und die einzige Schwester an einen Geistlichen im Heimatland glücklich verheiratet wußte, vermehrte sein eigenes Glück. Mit den Freunden wurden Briefe und Besuche getauscht. Die in Stuttgart wohnenden Genossen schlossen um ihn, den Stillen, Treuen und Festen, einen herzlich verbundenen Kreis. In trauter Freundschaft, beglückender Ehe, sorgenlos gewordenen äußeren Verhältnissen stand er jetzt auf der Höhe des Lebens.

Auch der Dichter hatte die Sonnenhöhe seines Ruhmes erreicht. Der lyrischen Poesie der Jugendjahre war die episch-lyrische und die dramatische zur Seite getreten. Ist Uhland kein großer Schauspieldichter geworden, so gehört er um so gewisser als Balladen- und Romanzensänger neben Schiller und Bürger zu den ersten des Vaterlands. Die Erfüllung erzählender Stoffe mit der Herzenswärme reiner dichterischer Stimmung war recht eigentlich das Saitenspiel, das ihm die Muse in die Hand gegeben. Um so reifer und reiner erklangen die Töne desselben, je tiefer er hinabgeschaut in den hellen Spiegel des Volkslieds, des Heldengesangs, der Sage. Und die Vorzeit noch einmal heraufgeführt zu haben in ihrem Glanze, gereicht ihm nicht minder zum Ruhme als die Liebe, womit er verstand, ihre Bilder in liebevolle Beziehung zur Gegenwart zu setzen und den Thälern und Höhen der Heimat als köstliche Denkmäler einzupflanzen. Wenn die nordischen Könige, spanischen Ritter und provençalischen Troubadours, die uns in den Romanzen begegnen, für die mit diesen Stoffen nicht Vertrauten etwas Fremdartiges haben und bewirken, daß selbst so herrliche Dichtungen wie Bertran de Born die Herzen nicht so allgemein eroberten, wie es ihrem Werte entsprach, so ist dies durch das echt volkstümliche und vaterländische Gepräge, das andere an sich tragen, umsomehr geschehen. Wir erinnern nach der Zeitfolge der Entstehung (zwischen 1810 und 1820) an Graf Eberhards Weißdorn, das Märchen, König Karls Meerfahrt, schwäbische Kunde, Graf Eberhard der Rauschebart, der Schenk von Limburg, die Ulme zu Hirsau und die späteren: Tells Tod und der letzte Pfalzgraf. Wie ein Kranz herrlicher Blumen flicht sich diese Liederreihe um vaterländische Burgen, Klöster und Städte. „Graf Eberhard der Greiner, der alte Rauschebart", wie er, schon in dieser Benennung eine volle Nibelungenzeile messend, emporsteigt aus seiner Gruft, steht in der Mitte der Gesänge. Der ihm geweihte Balladenkranz mutet uns an wie eine Reihe gewaltiger, wohlerhaltener Stücke aus einer mittelalterlichen Burg mit Zinnen und Türmen, Spitzbogenfenstern und festen Thoren, Wällen und Gräben; der Geist, der darin weht, wie Nibelungengeist. So kühne Kampflust, so reckenhafte That, so grimmer Trotz, so herber Haß, so tapfere Treue, so bitteres Leid, so trauervolle Klage, so

froher Scherz schauen uns in die Augen wie aus jenem mittelalterlichen Heldengesange. Solch epischer Wurf konnte eben nur Uhland gelingen, weil der dichterische Genius sonst nie so frei und sicher schaltete mit der Fülle des Stoffs und das Schönste so aus der deutschen Vergangenheit mit plastischer Kraft zum Leben neu erwecken konnte. So stellt er typisch einander gegenüber im Rauschebart den kecken Überfall der Ritter im Wildbad und ihren kläglichen Untergang zu Heimsheim, den Sieg der Städter bei Reutlingen und ihre blutige Niederlage bei Döffingen und setzt damit die geschichtliche Entwicklung eines kraftvollen Fürstenstaats aus der mittelalterlichen Zersplitterung der Stände in das Gold durchsichtiger Dichtung um. Der Vorwurf Notters in seiner Uhland-Biographie, der Eberhard halte nicht den hohen Flug ein, welchen der Eingang verspreche und falle in dem Streben nach Volkstümlichkeit in eine unedle Sprache, ist unbegründet und verkennt das Wesen einer derartigen volkstümlichen Rhapsodie ganz und gar. An Volkstümlichkeit steht dem Eberhard unter den erzählenden Gedichten das letzte bedeutendere dieser Art, der letzte Pfalzgraf von Tübingen (1847) nahe, der den Rest seiner Besitzungen verkaufen und nur das Gejaid im Schönbuch und ein Grab im grünen Vogelsang sich vorbehalten will; an klarem Umriß der Gestalten König Karls Meerfahrt; an Humor die schwäbische Kunde. Überall ist hier volkstümliche Sage zum poetischen Gemeingut geworden. Ist dies bei fremdländischen Stoffen weniger der Fall, so gewähren sie doch dem Kenner eine Fundstätte reichen Genusses. Die Versteinerung des Harald durch die Elfen, die sinnliche Fülle im Ritter Paris, die Macht der Trauer, Sehnsucht und Freude im blinden König gehören hierher. Auch die mehr einer Idee dienenden Balladen Uhlands haben viele Freunde gefunden, wenn auch, wie die fremdländischen, nicht so allgemeine Verbreitung. Bertran de Born, der glänzende Troubadour, den allerdings erst das Balladenjahr 1829 gezeitigt hat, läßt auch heute noch viele „seines Geistes einen Hauch“ verspüren und versinnlicht die Macht des Gesanges in ergreifender Weise. Und der Waller, der versöhnungsbedürftige Büßer, dessen Todesfrieden Uhland so erschütternd vor die Seele führt, erfüllt auch jetzt noch viele mit der Rührung, die einst ein oberschwäbisches Mütterlein bestimmte, Uhland einen Dukaten zu schicken, damit er eine oder zwei Flaschen vom besten Wein dafür trinke. Die Schluß-Strophen dieser Ballade gehören nach Form und Inhalt zum Schönsten, was die deutsche Sprache hervorgebracht hat:

> Welche Glut ist ausgegossen Über Wolken, Meer und Flur!
> Blieb der goldne Himmel offen, Als empor die Heilge fuhr?
> Blüht noch auf den Rosenwolken Ihres Fußes lichte Spur?
> Schaut die Reine selbst hernieder Aus dem glänzenden Azur?
>
> Alle Pilger gehn getröstet, Nur der Eine rührt sich nicht,
> Liegt noch immer an der Schwelle Mit dem bleichen Angesicht.
> Fest noch schlingt um Leib und Glieder Sich der Fesseln schwer Gewicht;
> Aber frei ist schon die Seele, Schwebet in dem Meer von Licht.

Gewiß ist es die Macht der Idee, welche in diesen Gedichten waltet. Aber doch ist auch hier der didaktische Zug vieler Schiller'schen Balladen, wie z. B. des

Kampfes mit dem Drachen und des Grafen von Habsburg, wo sich die Moral fast wie in der Fabel fixiert oder fixieren läßt, nicht vorhanden. Der geschichtliche oder sagenhafte Inhalt ist bei Uhland niemals bloßes, wenn auch noch so prächtiges Gewand, er ist stets das Wesentliche und von einem Wahrheitsgedanken nur von selbst durchleuchtet, nicht zurecht gemacht und geformt. Bisweilen fällt dabei ein Wort, welches blitzartig den ganzen Sinn des Gedichtes erhellt, wie der Ausspruch des schwarzen Ritters: „Freund, im Frühling brech' ich Rosen." Überhaupt ist Uhland in geistvollen Pointen, wirkungsvollen Kontrasten, sinnvollen Gegensätzen Meister. Tells Tod, der dem großen das schlichte Heldentum entgegenstellt, die Ulme zu Hirsau, die den Weg durch das Klosterdach zum blauen Himmel gefunden hat und so an den Wittenberger Mönch erinnert, die Geisterkelter, in welcher dem Weinsberger Nachtwächter, der sie in der Neujahrsnacht zu sehen glaubt, und damit dem Geisterseher Justinus schelmisch zugerufen wird:

Der Wein von deiner Kelter wär
Vom alten, nicht vom neuen Jahr,

die Münstersage, welche unter der Berührung Goethes das Werk Erwins bis in seine Grundfesten erzittern läßt, beweisen dies am besten. Darum sind auch eigentliche Sinngedichte Uhland so trefflich geraten. Was für eine Fülle von Schönheit drängt sich in die Zweizeile zusammen:

Horch, wie brauset der Sturm und der schwellende Strom in der Nacht hin!
Schaurig süßes Gefühl! Lieblicher Frühling, du nahst!

welch' seelenvolle Anschauung in den Vers „Die Schlummernde":

Wann deine Wimper neidisch fällt, Dann muß in deiner innern Welt
Ein lichter Traum beginnen, Dein Auge strahlt nach innen.

Nachdem wir in der Besprechung der Balladen und Romanzen (Uhland nennt die Romanzen südliche Balladen und die Balladen nordische Romanzen) schon über die geschilderte Lebenszeit Uhlands hinausgegriffen, berühren wir noch diejenige Gattung poetischen Schaffens, womit sich Uhland von 1805 bis 1820 viel beschäftigt hat, um sich dann für immer von ihr abzuwenden, — das Drama. Seit Adelbert Keller die dramatischen Fragmente herausgegeben, weiß man, daß Ernst von Schwaben, Ludwig der Baier und die in der Gedichtsammlung veröffentlichten Bruchstücke keineswegs die dramatischen Arbeiten Uhlands ausmachen. Vielmehr beträgt die Zahl der teils entworfenen, teils durchgeführten Stücke nicht weniger als 28, unter welchen wir nur Alfer und Aurina, Francesca da Rimini, Eginhard oder die Entführung (daraus in der Gedichtsammlung das Fragment Schildeis), Konradin (gleichfalls in der Gedichtsammlung vertreten), Herzog Ernst, Nibelungen, Ludwig der Baier, Otto von Wittelsbach und Johannes Parricida erwähnen, ohne jedoch im einzelnen darauf eingehen zu wollen. Über der ersten Gruppe schwebt der Glanz jugendlicher Romantik, über der zweiten die vaterländische Sehnsucht und Erregung der ersten Jahre nach den Freiheitskriegen. Von einzelnen Stücken sind nur Szenarien und die Ausführung ganz kleiner Szenen vorhanden, z. B. von der

Francesca. Einzelnes lehnt sich an die alten Volksbücher an, wie z. B. der Eginhard; anderes ist scherz- und schwankhaft, wie das mit Justinus Kerner zusammen verfaßte Singspiel „Der Bär“. Für wirklich dramatische Anregung war freilich das Stillleben der Tübinger Studentenzeit, dem die erste Gruppe von Dramen angehört, wenig geschaffen. Die Berührung mit weiteren Lebenskreisen, die Vertiefung in Sage und Geschichte und die politische Bewegung nährte den Sinn für das Schauspiel besser. Gestalten wie Kriemhild, Karl der Große, Herzog Ernst drängten zur Dramatisierung. Der reifere, epische Ton, zu welchem sich Uhland erhoben, und die errungene Kraft, gegebene Charaktere, wie Eberhard der Rauschebart, mit dichterischer Glut zu erfassen und mit wunderbarer Klarheit zu durchleuchten, mußten die Neigung zum Schauspiel vertiefen und die früheren Versuche mit demselben nicht individuell und hell genug erscheinen lassen. Dazu kam in der Zeit nach den Befreiungskriegen das Bestreben, die Vergangenheit für das nationale Leben und den Aufbau der Volksgemeinde fruchtbar zu machen. Wir wollen hierbei nur der beiden bekannten und vollendeten Stücke, Herzog Ernst und Ludwig der Baier, gedenken. Der Prolog zum Herzog Ernst, für die Aufführung zur Feier der Verfassung bestimmt, ruft auch heute noch die Bewegung ins Gedächtnis, welche Uhland Anlaß zu diesem Trauerspiele gab und ihn bewog, das geschichtliche Rechtsverhältnis eines deutschen Königs zu seinen Ständen vorzuführen und die Treue zu verherrlichen. Der Mangel des Dramas liegt in dem Thema, das nur in epischer Weise Festhaltung und Verteidigung einer schon bestehenden Freundschaft, nicht aber ein planvoll zu erreichendes Ziel der Handlung kennt. Ja sogar die Höhe des Freundschaftsverhältnisses und seines Mißgeschickes wird gleich anfangs in der Acht- und Bannszene erreicht. Die Katastrophe ist damit schon eingetreten und die Entwicklung vom zweiten Aufzuge an nur noch Ausmalung. Daß dabei doch der geschichtliche Stoff in voller Schönheit auf uns wirkt und die stille Majestät des Unglücks rein gestimmte Gemüter rührt, ist nicht zu leugnen. Aber die dramatische Bewegung fehlt. Die Szenen für sich allein betrachtet sind fast immer schön und wirkungsvoll und einzelne Aussprüche werden Kleinode der deutschen Poesie bleiben, so derjenige Werners dem unedlen Mangold gegenüber:

> Der Dienst der Freiheit ist ein strenger Dienst;
> Er trägt nicht Gold, er trägt nicht Fürstengunst,
> Er bringt Verbannung, Hunger, Schmach und Tod,
> Und doch ist dieser Dienst der höchste Dienst —

und derjenige Ernsts bei Werners Leiche:

> Hier haft' ich, hier ist meines Lebens Ziel, Hier ist der Markstein meiner Tage, hier
> Ist meine Heimat, hier mein Haus und Hof, Mein Erbgut, meine Blutsverwandtschaft, hier
> Mein Wappenschild und hier mein Herzogtum!

Das vollendetste Uhland'sche Drama — vielleicht deswegen, weil es keine Tragödie ist — finden wir in Ludwig dem Baier. Im Winter 1817 auf 1818 entstanden, ist es durch seinen Inhalt dem Ernst von Schwaben nahe verwandt. Der Unterschied ist, daß in diesem die Freundschaft schon besteht, im Ludwig aber

erst wird. Außerdem ist das sichtbare Bestreben des letzteren Stücks, dem sinkenden Glanz der Ritterzeit die heraufsteigende Kraft des modernen Bürgerstaats gegenüber zu stellen. Im Vergleich mit dem ritterlichen Friedrich erscheint Ludwig als der erste Beamte seines Gemeinwesens. Die dramatische Form ist derjenigen des Herzog Ernst weit überlegen. Der Gang ist klar und stetig, ohne Seitenwege und Abschweifungen, aber auch nirgends ohne die Fülle eines bewegten Lebens. Wie wahr und erhebend ist gleich im ersten Akt das Gespräch Ludwigs mit den Bürgern, den Rittern, dem Zoller'schen Burggrafen, wie köstlich und ergötzlich das Auftreten des Scholaren Albertus auf dem Wahlfelde bei Frankfurt, wie urwüchsig und volkstümlich der Humor in Thomas und Steffen in der Lagerszene des dritten Akts, wie packend die Spukgeschichte auf Trausnitz, wie ergreifend und voll hoher Tragik das Gespräch Leopolds und Isabellens im vierten Akte, — und alles in keuscher Sprache, welche Gold- und Silberbarren deutscher Sage und Geschichte zu einer Kette trefflicher Schaustücke ausgeprägt hat. Das mit der deutschen Vorzeit innig vertraute Gemüt unseres Sängers hat in den Ludwig den reichen Strom seines warmen Lebens ergossen. Ob uns die Wahl in Frankfurt oder die Schlacht bei Ampfing, ob der Ritterschlag in Friedrichs Lager oder der wackere Schweppermann im Zelte Ludwigs geschildert wird, überall finden wir ein reales geschichtliches Leben, soweit es das Drama überhaupt zu bieten vermag. Ein dramatisches Zeitbild deutscher Vergangenheit, wie in dieser Fülle und Vielseitigkeit kaum ein anderes vorhanden ist. Von trefflicher Zeichnung sind seine Charaktere: der heißblütige und energische Leopold, der schlichte und kluge, biedere und rechtliche Ludwig, der freudige und glänzende, hochgesinnte Friedrich, die ganz von heißer Liebe erfüllte Spanierin Isabella. Wir räumen ein, daß jenes das Schicksal bezwingende Etwas, das Goethe an Uhland vermißt, jene hochgehende dichterische Flut und dramatische Spannung auch hier und bei Uhland überhaupt nicht zu finden ist. Aber wir haben es mit einem historischen Schauspiel, nicht mit einer Tragödie zu thun. Immerhin gehört unser Drama zu jenen tief angelegten vollwichtigen Dichtungen, die zwar dem flüchtigen Genusse wenig, einem gesammelten Sinn aber Freude und Schönheit in reichem Maße bieten.

III. Uhland als Gelehrter und Vaterlandsfreund in der zweiten Lebenshälfte.

In schönem Familien- und Freundschaftsleben verflossen Uhland die Stuttgarter Jahre bis 1830 rasch und lieblich. Die ständische Thätigkeit aber war bald nicht mehr so erfreulich wie bei der Aufrichtung des Verfassungsvertrags. Von 1820 bis 26 und später wieder von 1832 bis 38 gehörte Uhland der württembergischen Ständekammer an, während der ersten Periode von Tübingen, während

der zweiten von Stuttgart abgeordnet. Er war ein Mitglied der altliberalen Oppositionspartei, namentlich gegenüber den octroyierten und die Verfassung bedrohenden Bundesbeschlüssen, z. B. der Censur-Verordnung. Niemals hat Uhland zu den unfruchtbaren Nein-Sagern von Profession gezählt, denen es nicht um die Sache, sondern um die Schwächung der Regierung und Pflege der eigenen Eitelkeit zu thun ist. Galt es aber, gegen eine Beugung des Rechts und unbefugte Gewaltschritte sich zu erheben, so war er der Mannhafteste auf dem Platze. So hat er den Begründer der Zollvereinsidee, Friedrich List von Reutlingen, in Schutz genommen, als er auf Andringen der Regierung wegen einer Flugschrift über Mißbräuche und Mißstände in Württemberg zu Festungsarrest verurteilt und von der Abgeordnetenkammer ausgeschlossen wurde. Zu ferne liegen diese Kämpfe und zu glanzvoll ist die Vaterlandsidee verwirklicht, als daß wir in die Einzelheiten jener schwäbischen Landtagskämpfe eintreten dürften. Aber wahr ist, was Gustav Freytag sagt, daß vor 1848 die Süddeutschen im Vordergrunde des deutschen Lebens gestanden und daß sie dies nicht bloß den konstitutionellen Einrichtungen und dem hiedurch ermöglichten Worte für Freiheit und Einheit, sondern auch der erhebenden Führerschaft ihrer Dichter und Gelehrten verdanken. Das Eintreten solcher Männer für die gerechte Sache des Volkes lenkte die Augen von ganz Deutschland auf die Vorgänge im Süden. So hat Uhland das Feuer vaterländischer Begeisterung mit priesterlicher Hand genährt. Diesen Maßstab muß man anlegen, wenn man darüber urteilen will, ob seine Beteiligung an den ständischen Kämpfen der Heimat recht oder unrecht gewesen. Möglicherweise hätte er ja ohne dieselbe als Dichter mehr geschaffen, aber keineswegs gewiß. Er war alles, nur kein Berufsdichter, und sang nur, wenn der Gott ihm das Wort in die Seele legte. Oft floß der Liederquell lange nicht, dann plötzlich reich und hell. So zum letztenmal in dem Balladenjahre 1829, aus dem wir Erzeugnisse bei der Besprechung seiner erzählenden Poesie vorweg genommen, und im Jahre 1834. Er ist in der zweiten Hälfte des Lebens oft gefragt worden, warum er die Muse so ganz ruhen lasse. Einmal hat er lachend darauf erwidert: „Nicht ich lasse die Muse, sondern sie läßt mich in Ruhe!" Und in der That, wie sie den Knaben schon frühe aufgesucht mit ihrem Kusse und süße, reife Lieder ihm entlockt, so verließ sie auch den Mann in den Jahren seiner Kraft, um nur dann und wann noch flüchtig ihn zu berühren.

Und doch hat Uhland die vier Jahrzehnte eines friedevollen Familienlebens der deutschen Poesie gedient wie wenige — nur in anderer Weise. Der Erforschung altdeutscher Sage und Dichtung mit Einschluß des Volkslieds, neben einer nur nominell anfänglich noch (bis 1830) fortbetriebenen Advokatur und den ständischen Arbeiten, gehörte seine Zeit, ja sein Leben. Erst nach seinem Tode, als Keller, Holland und Pfeiffer den Nachlaß in acht stattlichen Bänden veröffentlichten (Auszüge daraus s. im Anhang) und der Nation als wertvolles Vermächtnis übergaben, kam dies ganz und voll zutage, wenn auch manche Einzel-Arbeiten, so zuerst diejenige über Walther von der Vogelweide, dann die über Thôr und die Sammlung der Volkslieder, schon von dem Lebenden herausgegeben waren und zum Teil geradezu bahnbrechend ge-

wirkt hatten. Kritische Forschung und grammatische Wissenschaft sind ja jetzt z. T. weiter gekommen. Aber er war einer derjenigen, die zuerst den Pfad dieser Forschung mit geschwungener Fackel betraten. Darum haben die Grimm, Lachmann, Laßberg, Schmeller, Haupt, Pfeiffer, Holtzmann, Wackernagel, Keller mit Bewunderung auf ihn als den Altmeister geschaut. Darum glaubten die besten Herausgeber der Dichtungen Walthers von der Vogelweide diese keinem Würdigeren widmen zu können als ihm. Nichts zeigt deutlicher die Wahlverwandtschaft Uhlands mit der Poesie des Mittelalters als seine Vergleichung mit Walther. Gleicht doch die Tübinger Nachtigall dem von ihm verherrlichten und in unsere Zeit wieder eingeführten Sänger der Hohenstaufenzeit so sehr, daß Pfeiffer das alte Wort auf Walther auch auf Uhland anwandte: „Wer deß vergäße, der thäte mir leide!" Der Kämpfer für Recht und Freiheit hat zuerst gewürdigt den mittelalterlichen Streiter für das Reich und die Wahrheit, der Sänger des Lenzes und der Liebe ihn, der noch in seinem Testamente der Nachtigallen gedachte, der wanderlustige Schwabe den fahrenden Minnesinger, der vom Hof der Babenberger bis zur Wartburg, vom Rheinstrom bis zum heil'gen Lande gezogen und überall deutsches Land, deutschen Sang, deutsche Frauen gepriesen. Alle langsam gezeitigten und mühsam errungenen Forschungen Uhlands waren von einer Gediegenheit und Zuverlässigkeit, daß die Herausgeber, die z. T. ein Vierteljahrhundert später sie veröffentlicht, ausrufen mußten: nach Inhalt und Form unübertroffen! Der Minnesang und die Heldensage, Thôr und Odin, nordische und romanische, allgemeine deutsche und besondere schwäbische Sage, die Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter wie im 15. und 16. Jahrhundert fand in ihm ihren Kenner und unermüdlichen Bearbeiter.

Weil er mit so großer Gewissenhaftigkeit zu Werke ging und eine Schrift jahrelang liegen lassen konnte, wenn er über eine irgend erhebliche Frage volle Klarheit noch nicht besaß und besseren Aufschluß zu erlangen hoffen durfte, ist so vieles nicht von dem Lebenden veröffentlicht und so manches unvollendet. Alles aber, was wir von ihm lesen, zieht darum so an, weil sich darin der Genius des Dichters mit tiefgründiger Gelehrsamkeit verbindet. Ähnlich wie für Walther war für das Volkslied sein Verständnis ein besonders inniges. Was er hier aufsuchte, sammelte und sichtete, machte den Freund Justinus vor Freude aufjauchzen. Wer kennt nicht die köstlichen Brünnlein und klaren Bäche, die in dieser Liederwelt fließen! Aber sie waren verschüttet und versandet, und nur rastloser und begeisterter Eifer hat sie wieder freigemacht. In Klöstern und auf Burgen, in Bibliotheken und Pfarrhäusern, in den engen Vierteln der Reichsstädte und auf den Alpen der Schweizer Hirten hat er gesucht und sein Dichterherz, dem selbst so manches Volkslied entsprungen, war die sichere Wünschelrute, die das Echte von dem Unechten schied. Den Spürsinn des Indianers rühmt Lenau dem schweigsamen Freunde bei diesen unermüdlichen Forschungen und Streifzügen nach, die ihn bald in Nürnberg, Straßburg, Köln, bald in Zwickau und Dresden oder Leipzig und überall da auftauchen lassen, wo es etwas zu finden gab. Als im Herbst 1844 der erste Band der hoch- und niederdeutschen Volkslieder fertig war, übersandte Uhland dem Freunde Justinus

ein Exemplar und erinnerte ihn daran, wie sie als Jünglinge von der Wurmlinger Kapelle herabgekommen und unten Hirtenknaben haben singen hören, ohne daß es doch möglich geworden, ihnen die gesungenen Volkslieder abzufragen; solchen Liedern sei er später immer noch nachgegangen und habe manche davon gehascht; wenn ihnen dabei hier und da der romantische Glanz von den Flügeln gestreift und sie jetzt leibhaftiger und geschichtlicher sich ansehen, so seien sie auch ebenso wahrer und echter — wirkliche Kinder ihrer Zeit — geworden. Im Jahre 1845 erschien der zweite Band der Sammlung. Zu den nach des Forschers Tod herausgegebenen Werken gehören auch vier ausgeführte Abschnitte einer geplanten Abhandlung über das Volkslied, nämlich über die Lieder von Sommer und Winter, die Fabellieder, die Wett- und Wunschlieder und die Liebeslieder. Franz Pfeiffer sagt, man könne dabei nur über die Frage in Zweifel sein, was an diesen Untersuchungen größere Bewunderung verdiene: die ungemeine Gelehrsamkeit und Belesenheit, der scharfe, sichere Blick im Erkennen des echt Volksmäßigen, Dichterischen unter oft unscheinbarer Hülle, oder die meisterhafte Bewältigung des ungeheuren Stoffes, die gestaltende Kraft und die zu wahrhaft klassischer Schönheit sich erhebende Darstellung; der Gelehrte und der Dichter haben sich verbunden, um ein Werk zu schaffen, das in der deutschen Litteratur, und nicht in der deutschen allein, seines Gleichen nicht besitzt. Wahrlich dürfte aber auch kaum ein Mann für diese Aufgabe so ausgerüstet gewesen sein wie Uhland, in welchem der feine, offene Sinn für alles Volkstümliche, das aufmerksame, verständnisvolle Auge für die Natur und ihr Leben, die Rüstigkeit des Wandertriebs, die Gründlichkeit und Ausdauer der Arbeit, und — namentlich in den letzten drei Jahrzehnten des Lebens — eine seltene Unabhängigkeit der äußeren Verhältnisse zusammentrafen.

Es schien ein glückverheißender Stern zu leuchten, als Uhland 1830 auf den Lehrstuhl für deutsche Sprache und Litteratur an der Universität Tübingen berufen wurde. Von jeher ein Freund aufstrebender Jünglinge, der z. B. dem jungen Verfasser einer Arbeit über Fischarts glückhaftes Schiff eine Abhandlung über die Freischießen als empfehlendes Vorwort geschenkt, war er für solches Amt durch Wissen und Streben, Geist und Charakter in hervorragendem Maße geeignet. Wie mag der Mann, der zwar bescheiden den Abschiedslorbeerkranz der Stuttgarter Freunde an einer Eiche des Schönbuchs aufgehängt hatte, aber von unvergänglichem Adel der Gesinnung und Geisteskraft umstrahlt war, vor denjenigen gestanden haben, denen er aus der Fülle seines inneren Lebens Gabe um Gabe spendete, mit markigem Worte sie begeisternd, mit zarter Mahnung sie lenkend! Viele haben es bezeugt, daß sie wenige Vorlesungen so gediegener, kraftvoller, gründlicher Art gehört. Uhland war kein Schönredner, ja überhaupt zum freien Vortrag nicht geschickt und las seine Hefte; aber diese waren immer jung, lebendig, frisch aus dem Flusse der Arbeit; darum wirkten sie auch durch den gelesenen Vortrag Leben und Anregung. Vor allem war dies bei seiner Geschichte der altdeutschen Litteratur der Fall und bei dem eigenartigen Kollegium, das Stilistikum genannt wurde und ein Muster lebendiger Beziehung des akademischen Lehrers zu seinen Schülern war. Wilh. Ludwig

Holland hat Aufzeichnungen Uhlands über das Kollegium neuestens veröffentlicht. Wir erhalten daraus ein farbenfrisches Bild des — auch die Studenten verschiedener Fakultäten verknüpfenden — Geistesverkehrs zwischen Uhland und seinen Hörern. Poetische und prosaische Arbeiten in der Muttersprache wurden Uhland von den Studierenden übergeben und — nötigenfalls nach einer vertraulichen Vorbesprechung — von Uhland oder von dem Verfasser vorgetragen, sodann aber beurteilt. Dabei wußte der Professor ebenso die Klippe popularisierender Oberflächlichkeit, wie die andere einer allzu eingehenden Erörterung von fachwissenschaftlichen Fragen, für die es keinen zuständigen Richter gab, klug zu vermeiden. Nur Gegenstände, welche auf allgemeines Interesse und Verständnis der Gebildeten rechnen konnten, sollten an die Reihe kommen. Philologen und Theologen, auch katholische und israelitische, Mediziner und Juristen nahmen an dem Stilistikum teil. Neben poetischen Übersetzungen aus Homer, griechischen Lyrikern, modernen Dichtern finden sich eigene Dichtungen der Studierenden in großer Zahl, aber auch Aufsätze über altgriechische Kunst, den tierischen Magnetismus und die Bedeutung der Rechtspflege. Nicht wenige, die später selbst als Dichter oder Gelehrte einen Namen erlangt, haben zu den Hörern und Mitarbeitern dieses Kollegiums gehört, so Hermann Kurz, Gustav Pfizer, Wagner von Lauffenburg, Adelbert Keller, Reinhold Köstlin, K. Klüpfel, Hermann Reuchlin, Eduard Zeller u. a. Bemerkbar ist der feine Takt, womit Uhland die Übungen leitete. Die vertrauliche Vorbesprechung mag viel Unreifes beseitigt haben. Im Kollegium aber hielt ihn das zarte Verständnis für das Wesen der Jugend von der wohlfeilen und oft so verderblichen Lehrerwaffe des Spottes und der Ironie zurück. Der überlegene Mann hat zwar zu offenbaren Fehlern nie geschwiegen, aber auch nie verletzt, sondern seine Schüler gewöhnt, edlen Pferden gleich, den Meister an der leisesten Berührung des Zügels zu spüren und zu verstehen. Das Gute wird stets freundlich hervorgehoben, aber auch das Lob hält Maß. Eigene dichterische Gaben spendete er selten, wohl aber, wie Tell seinen Kindern von der Jagd und Alpenfahrt merkwürdige Funde mitgebracht, bisweilen Erzählungen, Sagen, Lieder als Ausbeute seiner litterarischen Wanderungen, um auf das Besprochene helle Schlaglichter zu werfen.

Im Leben Uhlands berührt nichts so schmerzlich als der Rücktritt vom akademischen Lehramt, nachdem er kaum 2½ Jahre es wirklich ausgeübt. Angesichts der nach 1830 höher gehenden politischen Bewegung glaubte er die Wahl zum Landtagsabgeordneten nicht ablehnen zu dürfen. Mit Paul Pfizer, dem Verfasser des Briefwechsels zweier Deutschen, persönlich befreundet, unterstützte er dessen Protest in der Kammer gegen die Bundesbeschlüsse vom Jahre 1832. Da infolge der Haltung der Abgeordneten in dieser Frage die Auflösung des Landtags erfolgte und Uhland zur erneuten Annahme eines Mandats auch neuen Urlaubs bedurfte, wurde ihm letzterer verweigert. Das Gesuch um Amtsentlassung und das Rescript, wonach Se. Majestät die Entlassung „sehr gerne" zu genehmigen geruht, waren die Folge. Die lange verzögerte akademische Inauguralrede war der letzte Akt seiner Universitäts-Thätigkeit gewesen. Um so betrübender war diese Wendung des Geschickes, als

Uhland keineswegs Neigung und, wie er selbst fühlte, keine besonderen Talente für den Beruf eines Parlamentariers besaß und nur aus Gewissenspflicht in schweren Zeiten dem Rufe der Mitbürger zur Vaterlands-Arbeit entsprechen zu müssen glaubte. So wie die Verhältnisse inzwischen geworden, konnte er aber in dem neuen Landtage wohl für die Freiheit der Presse und die Notwendigkeit einer deutschen National-Vertretung seine Stimme erheben, praktische Erfolge jedoch nicht erzielen. Die Überreichung silberner Ehren-Pokale seitens der Stuttgarter Bürgerschaft und der Tübinger Studierenden gab ihm zwar die erfreuliche Gewißheit, daß er auch nach dem Urteile des Landes in dem schweren Konflikte der Pflichten richtig gehandelt, — aber dem akademischen Lehramte war und blieb ein Mann entzogen, wie ihm ein würdigerer niemals vorgestanden.

Wenig erfreulich war für den Dichter die letzte schwäbische Landtagsperiode. Im Kreise der Seinigen fand er, von den ständischen Verhandlungen zurückkehrend, Erfrischung. Aber auch hier waren schmerzliche Lücken. Die Eltern, denen er ein so treuer Sohn gewesen, hatte er bald nach dem Antritt seiner Professur verloren. Die geliebte, einzige Schwester war ihm gestorben. Vater und Mutter singt er das wehmütige Lied nach:

> Zu meinen Füßen sinkt ein Blatt, Der Sonne müd, des Regens satt.
> Als dieses Blatt war grün und neu, Hatt' ich noch Eltern lieb und treu.
> O wie vergänglich ist ein Laub, Des Frühlings Kind, des Herbstes Raub!
> Doch hat dies Laub, das niederbebt, Mir so viel Liebes überlebt.

Der liebreiche Sinn des Dichters suchte in der Annahme eines Pflegsohnes Ersatz für die seinem Hause fehlenden Kinder, und Uhland war jenem wie dem später (nach dem Tode des Schwagers Meyer) hinzutretenden Neffen ein treuer Vater. Welche Wandlungen sein Lebensgeschick erfuhr und welche Aufgaben dieses ihm brachte, ein schlichter Gehorsam gegen die Stimme des Gewissens, ein kindliches Vertrauen auf den Vater im Himmel, eine demütige Ergebung in den Willen Gottes leiteten ihn und zeigten ihm das Jenseits eines unvergänglichen Lebens. Solchen Glauben bekunden die Briefe an die Eltern wie an die geliebte Gattin. Und leere Worte hat Uhland nie gemacht. Darum kann ihm auch die Gattin in Zeiten großer politischer Erregung und Gefahr schreiben: er möge, wenn er nach seiner lieben Gewohnheit vor Schlafengehen zum Himmel aufschaue, ihrer gedenken, wie sie sein dabei gedenke, und kann ihn trösten, daß, der die Pfade der Sterne lenke am Firmament, auch der Menschen Dinge, so wie es gut sei, lenken werde. Und darum durfte diese edle Frau nach dem Tode ihm das Zeugnis geben, daß sein Beispiel, sein religiöser Sinn, seine Liebe zu den Mitmenschen, seine Seelenreinheit und Wahrhaftigkeit und sein rastloser Fleiß ein wirksames Vorbild für den Pflegsohn gewesen, das viele in Worte gefaßte Lehren entbehrlich gemacht habe. Er hielt treu zur evangelischen Kirche, nahm an ihren Gottesdiensten und heiligen Handlungen teil und las in der Lutherbibel wie in den Liedern Paul Gerhardts mit Lust und Liebe. Ferne aber stand er allem gesuchten und gemachten Wesen, allem Schein und Vordrängen und vollends aller Herrschsucht in geistlichen Dingen. Jener Oheim, dessen er in der

„Überfahrt“ und in dem Gedichte auf einen Landgeistlichen gedachte, war mit seinem stillen, treuen, friedevollen Wirken ein Geistlicher, wie er ihn sich dachte. Wie er jedes Verketzern verschmähte und jeden achtete, von dem er überzeugt war, daß er nach bestem Wissen und Gewissen sich stelle und handle, so trennte ihn auch politische Meinungsverschiedenheit keineswegs persönlich von anderen. Selbst das Gegenteil eines Agitators, aber ein Volksmann durch und durch und in seinen politischen Idealen republikanisch gerichtet, war er ein Feind jeder Gewaltthat und dabei ein treuer Freund vieler streng konservativer Männer. Er war ein Mann vom Wirbel bis zur Sohle und wußte andere zu ehren, die er als Männer erkannte. Charakteristisch ist hiefür die Freundschaft mit Paul Pfizer, dem (in dieser Beziehung ihm ganz entgegenstehenden) Apostel der preußischen Vorherrschaft in Deutschland.

Freundschaft, germanistische Studien, kleine und große Reisen hoben, zumal nach dem Schlusse der Landtagsperiode, den Dichter, der nun kein Mandat mehr annahm, über den herben Schmerz weg, den ihm die Niederlegung der Professur verursacht. Mit den Universitätskreisen blieb er durch ein Kränzchen in Verbindung, das namentlich durch die häufige Teilnahme des mehrere Jahre hindurch die nahe Pfarrei Gomaringen bekleidenden Gustav Schwab verschönert wurde und viel Anregung und frohe Stunden gewährte. In solch vertrautem Kreise, wie als gastfreier Wirt seines Hauses, konnte er, der draußen so schweigsam war, der launigste, heiterste Gesellschafter sein, so daß die Besucher oft sehr darüber sich wunderten. Auch aus seinen germanistischen Wanderungen teilte er, wo man es suchte, nicht selten in solcher Umgebung Schönes und Anregendes mit.

Ein Bild edler Männerfreundschaft, wie man es nicht oft findet, sehen wir in dem Verhältnisse Uhlands zu dem trefflichen Freiherrn v. Laßberg, der mit ihm zusammen einer der ersten Wiederhersteller und Erforscher germanischen Altertums war. Die Gemeinsamkeit der wissenschaftlichen Bestrebungen stiftete den Bund, gegenseitige Hochachtung und Liebe der herrlichen Männer nährte ihn ein volles Menschenalter hindurch, bis der Tod ihn trennte. Schon im Jahre 1823 finden wir Uhland auf einer Schweizerreise zu Besuch bei dem wackeren Edelmann, der ein ehemaliges Gehöft des Klosters Muri im Aargau zu Eppishausen, 2½ Stunden von Konstanz, übernommen und von diesem freien Schweizersitze aus sammelte und erforschte, was an Handschriften, Drucken und Bildern aus der mittelalterlichen Vorzeit zu erlangen war und Licht über das Geistesleben derselben verbreiten konnte. Mit Konstanzer Freunden, besonders dem Horazkenner Staatsrat v. Ittner, aber weiterhin mit den germanistischen Häuptern des ganzen Vaterlands, unterhielt der Treffliche lebendigen Verkehr und in dem gastfreien Hause, von dessen Höhe man den Bodensee und die Alpen erschaute, gingen die Besten seiner Zeit aus und ein, keiner, ohne geistig erfrischt und in seinem Herzen erwärmt zu sein. Auch Uhland gehörte zu diesen und die Briefe, die er aus der Behausung des Ritters schrieb, gehören zu den glücklichsten, die Besuche dort, die er auf keiner der vielen Schweizer- und Bodensee-Reisen versäumte, zu den regelmäßigsten. Es ist rührend, wie die beiden Männer sich gegenseitig halfen und förderten, wie ihr Herz aufging im Gespräch über die deutsche

Vergangenheit, wie ihre Briefe durchweht sind von der Liebe zu dieser. Uhland und Schwab schreiben in den 20er Jahren für Laßberg die Weingarter Liederhandschrift ab, welche dieser nicht bekommen kann, und Laßberg schickt dem Freunde seine Kopie der Heidelberger Minnesinger-Handschrift und die Manessischen Bilder. 1825 ist Laßberg zum erstenmale Uhlands Gast in Stuttgart und vergleicht Original und Abschrift des Weingarter Buchs. Später wechseln die Besuche zwischen dem Hause, das Uhland in Tübingen aus dem früheren Besitz des Kanzlers Wächter, am Fuße des Österbergs, nahe der Neckarbrücke erworben (1836), und dem alten Schlosse zu Meersburg, das Eigentum des edlen Freiherrn geworden. Hier muß man sich die beiden bei einander denken, in dem gewölbten Bibliotheksaal mit den Bogenfenstern und dem Blick auf den leuchtenden See und die glühenden Schweizerberge, beim Glase selbstgekelterten, guten Meersburgers, vertieft in die Götter- und Heldenwelt, in Sage und Lied der Vorzeit, den wackeren Greis umspielt von den Töchterchen, welche ihm eine spät geschlossene zweite Ehe noch beschert, Uhland nicht selten begleitet von Frau Emma, die an dieser Freundschaft wie an allem teilnahm, was ihres Mannes Herz erfüllte.

Ein Freund von anderer Art war Nikolaus Lenau, den Uhland immer mit seinem eigentlichen Namen Niembsch nennt. Er war wiederholt der Gast unseres Dichters und wurde von diesem freundlich bewirtet. Auch fühlte sich der feurige Ungar mächtig zu dem stillen Schwaben hingezogen und scheint nur mehr Mitteilung seiner selbst von dessen Seite vermißt zu haben. Uhland aber war keiner von denjenigen, die sich schnell mitteilen. Dazu war bei ihm ein bewährtes Freundschaftsverhältnis wie das Laßberg'sche nötig. Auch ist an Lenau, dessen hohe Begabung Uhland sehr bewunderte, etwas Krankhaftes, Zerrissenes, Effekthaschendes, was eine so keusche, zarte, lautere Natur herausfühlen mußte. So können wir es begreifen, wenn Lenau einmal empfindlich darüber wird, daß aus dem Hause am Österberg überallhin nach Stuttgart Grüße kommen, nur an ihn nicht. Irgend eine beabsichtigte Verletzung oder auch Gleichgültigkeit lag diesem Verhalten, an dem vielleicht nur der mangelnde Zug des Herzens zu spüren war, sicherlich nicht zu Grunde. Hatte ja doch selbst der teure Laßberg am Anfang seiner Verbindung mit Uhland diesem einmal geschrieben: „Es schien mir, als ob irgend eine mir unbekannte Ursache Sie zurückgehalten habe, sich ganz zu erschließen.“ Der Dichter war eben eine grundehrliche und wahrhaftige, aber auch eine tiefgründige, nicht flüchtigen Blicks zu durchschauende Natur.

Mit Regelmäßigkeit wiederkehrende Sommerreisen machten Uhland nach und nach mit dem ganzen deutschen Vaterlande bekannt, zeigten ihm aber auch — meistens sehr gegen Sinn und Neigung —, wie verehrt und gefeiert er von den Alpen bis an die Ostsee war. Namentlich in Norddeutschland, wohin er mit seiner Frau im Jahre 1842 gereist, wurde ihm ein begeisterter Empfang zu teil, der in den Hansestädten, sowie in Kiel und Braunschweig den Charakter von großen öffentlichen Festen annahm. Zum erstenmal sollte er dabei und zwar in lateinischer Rede als „Greis“ angeredet werden, zu Harzburg, bis ein Blick auf Uhlands frische, kräftige

Erscheinung dem geistlichen Redner das Concept verdarb und ihn zu einer Abänderung des Eingangs in den Busch trieb. Wenn er mit seiner Frau oder einigen werten Freunden allein auf solcher Reise sich befand, so war ihm das ein weit größerer Genuß als jede derartige Huldigung. Am liebsten vertiefte er sich in das Studium von Land und Leuten und spürte ihren Sagen und den Nachklängen der Vergangenheit nach. Als im Jahre 1842 mit Schwab zusammen er und seine Frau auf einem Fischerboote mehrere Tage lang die Mosel hinab fuhren, lag des Ausonius Mosella vor ihnen und bot Gelegenheit, Sonst und Jetzt in ernstem und scherzendem Gespräch zu vergleichen. Auch Österreich und seine Hauptstadt suchte Uhland, diesmal allein (im Jahre 1838), auf. Karajan, Grillparzer, Feuchtersleben waren seine Führer. Und der schwäbische Oppositionsmann mußte wohl oder übel auch einmal der Gast des Erzherzogs Karl, des Siegers von Aspern, sein, der ihn auf seinem Schlosse Weilburg bei Baden im engen Familienkreise herzlichst bewirtete. Wenn Uhland auf dieser Reise sogar bei den Mönchen von Klosterneuburg seine Gedichte fand, so mochte ihm die rasche Zunahme der Auflagen und der Cotta'schen Honorare begreiflich werden.

Aus dem Stillleben seiner Studien, das zum letztenmal im Jahre 1834 ein Sternschnuppenfall von Liedern (darunter das frohlockendste von allen, „die Lerchen“) unterbrochen, wurde Uhland noch einmal in den Stürmen der 1848er Zeit hervorgerufen. War er als Dichter und Gelehrter gefeiert und geehrt, so daß ihn die Berliner Akademie der Wissenschaften in ihren Schoß aufgenommen und Bayerns König seinen — verneinend ausgefallenen — Rat wegen Gründung eines deutschen Dichtervereins eingeholt, so sollte er noch einmal Vertreter des Volkes und zwar diesmal des ganzen deutschen Volkes werden. Als er in Sachen des Dichtervereins dem bayerischen Regierungspräsidenten v. Schenk geschrieben, neuer idealer Vereinigung bedürfe es nicht, sondern realer; man solle endlich aufhören, den Deutschen Steine statt Brot zu bieten, da ahnte er nicht, daß der Versuch, Brot zu gewähren, so bald kommen und so rasch und voll Enttäuschung enden würde. Einer der ersten Anlässe, bei welchem der nationale Gedanke von Uhlands Lippen wie Blitzesflamme durch Deutschland fuhr, war die Germanistenversammlung in Frankfurt 1846. Im Römersaale rief er begeistert aus: „Wenn der Frühlingswind geht, knospet die Saat, wenn der Herbst kommt, schießen die Trauben, wenn die Flamme ausbrechen soll, kommt es aus allen Ritzen; und als diesen Morgen im Saale das Wort Freiheit genannt wurde, das ging wie ein Lauffeuer durch die Versammlung und man meinte, die alten Kaiser wollten aus ihren Rahmen springen!“ Uhland und Frau waren damals die Gäste des Dr. Mappes, mit dem sie während der Zeit der Paulskirche sich noch näher befreundeten. Auch die erste persönliche Begegnung mit Jakob Grimm fand hier nach langem Briefwechsel statt und war so herzlich, daß Grimm mit Uhland nach Tübingen reiste und dort sein Gast ward.

Die Märztage des Jahres 1848 brachten Uhland wichtige Aufgaben. Nachdem er im Auftrage einer großen Tübinger Versammlung eine Adresse an den ständischen Ausschuß verfaßt, welche als Beratungsgegenstände für den Landtag eine deutsche

Bundesstaats-Verfassung, allgemeine Volksbewaffnung, Preßfreiheit, Vereinsfreiheit, Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege wünschte, wurde er vom König zum Vertrauensmann Württembergs beim deutschen Bundestage (Mitglied des bekannten Beirats der Siebenzehn) ernannt und hatte in dieser Eigenschaft eine Audienz bei König Wilhelm, die auf beiden Seiten alte Erinnerungen geweckt haben mag. Uhland hatte sich völlige Freiheit der Meinung ausbedungen und bewies diese auch. Von Anfang an gehörte er, zuerst als Vertrauensmann und dann als Abgeordneter des Bezirks Tübingen-Rottenburg zur Nationalversammlung, zu denjenigen, welche den Gedanken eines preußischen Erbkaisertums Schritt um Schritt bekämpften, teils aus Abneigung gegen eine erbliche Spitze des neuen Reichs überhaupt, teils aus Hinneigung zu Österreich, dessen Rücktritt von der deutschen Sache er als notwendige Folge eines preußischen Erbkaisertums ansah. Uhland war auch in diesen Fragen ein reiner, lauterer Idealist; und wir alle wissen heute, daß auf seinen Wegen die Lösung der deutschen Frage nicht möglich war. Aber wir sehen seine Gestalt doch als der edelsten eine aus der Sturmflut jener Tage auftauchen. Wir hören, wie er aus tiefster Überzeugung ruft: „Der unverantwortliche, erbliche Monarch ist ein personifizierter Begriff der stetigen Staatsgewalt, ein allegorisches Wesen, eine Fiktion, kein wirklicher Wille. Die deutschen Wahlkönige, erblich, so lange das Geschlecht tüchtig war, fallen nicht unter diese Staatsform; es waren in langer Reihe Männer von Fleisch und Bein, kernhafte Gestalten mit leuchtenden Augen, thatkräftig im Guten und Schlimmen. Die Wurzel unserer politischen Neugestaltung ist eine demokratische; so kann es dem natürlichen Wuchs der deutschen Eiche nicht entsprechen, daß ihr ein Nest erblicher Adler aufgepflanzt werde.... Ich lege meine Hand auf die alte offene Wunde, den Ausschluß Österreichs. Ausschluß ist und bleibt das aufrichtige Wort. Denn wenn Sie das erbliche Kaisertum ohne Österreich beschließen, so ist keine Hoffnung, daß es irgend einmal noch eintreten könne. — Glauben Sie, es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Öls gesalbt ist!" In Wirklichkeit war es eine halbrepublikanische Form, unter der er sich den deutschen Bundesstaat dachte. Wie er gegen den Erzherzog als Reichsverweser gestimmt und Heinrich v. Gagern für dieses Amt gewollt hatte, so war ihm auch nicht die Beschränkung der Kaiserwürde auf die regierenden Fürsten und am allerwenigsten diejenige auf eine erbliche Dynastie recht. Uhland hat unsere große Zeit nicht mehr erlebt, welche stolz ist auf das Adlernest, das auf der deutschen Eiche horstet. Und es ist eine müßige Frage, wie er, der aus einer andern Zeit stammte, in die gegenwärtige und in die Trennung Österreichs sich gefunden hätte. Aber zweierlei wissen wir: einmal, daß er auch Männer mit der Idee der preußischen Hegemonie hoch geehrt, einen Paul Pfizer als treuen Freund an seinem Herzen festgehalten; und zum andern, daß sein klagevoller Hinweis auf Österreich auch von vielen Anhängern der preußischen Führung tief empfunden und am allerwenigsten von den Süddeutschen vergessen ist. Deutsch-Österreich wird und muß immer in lebendigem Zusammenhange mit dem Deutschen Reiche bleiben. Das mag als das Vermächtnis Ludwig Uhlands gelten.

Sonst ist Uhland ernst und stille durch jene Zeit der Träume und Hoffnungen gegangen. Als ihm in Frankfurt zugejubelt wurde als einem Mann der Freiheit, antwortete er ernst: „Ich will die Freiheit, aber nur diejenige, die zur Einheit führt!" Republikanisch gesinnt, fühlte er sich doch durch eine tiefe Kluft getrennt von den Männern einer wüsten Agitation und ihren unlauteren Mitteln. Sein reiner Sinn sträubte sich gegen das Klubwesen mit seinen Mißbräuchen und er hat sich keinem der Klubs in Frankfurt angeschlossen. Lieber machte er eine Wanderung in die schöne Umgegend mit seiner Frau, die ihm auch nach der Mainstadt treulich gefolgt; oder er saß bei Jakob Grimm im Garten vor dem Bockenheimer Thore und sprach von Odin und Thör, von dem Werden, Wesen und Vergehen der Welt im Sinn der germanischen Göttersage, von Minnesang und Walther von der Vogelweide.

Düster und schweren Herzens folgte Uhland dem Rumpfparlament nach Stuttgart. Er hielt sich zur Niederlegung seines Mandats nicht berechtigt, so lange noch die kleinste Hoffnung auf Rettung des sinkenden Schiffes „Deutsche Einheit" bestand. Er fühlte aber das Würdelose und Schattenhafte, das in der Institution der Stuttgarter Reichsregentschaft sich breit machte und hatte gegen diese gestimmt. Ja er nahm seinen Freund, den württembergischen Minister Römer, gegen die Angriffe der Linken nachdrücklich in Schutz, als derselbe Württemberg nicht zu Handen und Banden des Rumpfparlaments geben wollte. Gleichwohl leerte er, demjenigen folgend, was er für Pflicht hielt, den Becher der Enttäuschung bis zur Neige und ließ die gewaltsame Auflösung des Restes der Nationalversammlung auch über sein edles Haupt ergehen.

Tief traurig kehrte Uhland von dem gescheiterten Werke der deutschen Einigung zurück und mit bitterem Unmut sah er die Hochflut der Reaktion, welche die Sünden der Bewegungsjahre in ihr Gegenteil verkehrte und so manchen Verirrten mit schonungsloser Härte verfolgte. Nur aus diesen Gefühlen wird es erklärlich, wenn er wenige Jahre nachher zu gleicher Zeit den preußischen Orden pour le mérite und den bayerischen Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft, zwei Auszeichnungen fast akademischer Art und durch Wahl der Ordenskapitel geschehen, höflich und bescheiden, aber auch fest und entschieden trotz der eindringlichen Vorstellungen Alexander Humboldts und des Ministers von der Pfordten, ablehnte. Er wollte nur noch sein wissenschaftliches Stillleben führen und setzte dieses fort an der Seite der braven Frau Emma bis zum Ende. An Moritz Haupt schrieb er: mitten in der Schwüle dieser zerrütteten Zeit lassen es doch die Brunnen aus der Tiefe des deutschen Wesens niemals gänzlich an Labsal und Erquickung fehlen. In Tübingen lebte um ihn noch ein Kreis persönlicher und litterarischer Freunde: vor allen Karl Mayer, das treue Herz, der dort als Oberjustizrat angestellt war, sodann Adelbert Keller, Ludwig Holland, die späteren Herausgeber seiner Werke in Prosa. Auch der Verkehr mit den auswärtigen Freunden wurde rege gepflegt durch Briefe und Besuche; sogar eine Reise nach Berlin im Jahre 1853 unternommen, wo das Zusammensein mit den Brüdern Jakob und Wilhelm Grimm ein gar inniges war. Neuere Beziehungen wurden emsig unterhalten. Die Aufsätze, welche die Zeitschrift „Germania" aus Uhlands

Feder brachte (z. B. Sommer und Winter 1860, der Rosengarten von Worms 1861), sind goldene Strahlen der sinkenden Lebenssonne, die das herrliche Licht seines Schaffens noch weithin leuchten ließen. Aber schon kündete der Hingang eines Freundes nach dem andern den Eintritt der Nacht an, da niemand wirken kann. Am frühesten war Gustav Schwab gestorben (als Oberstudienrat in Stuttgart 1850). Wenige Jahre darauf folgte der treue Freiherr v. Laßberg. Im Sommer 1854 hatte ihn Uhland noch besucht. Wie der hochbetagte Greis an seinem sonnigen Fenster saß, für den Freund eine alte Schrift in der Mappe aufsuchend, und sein ehrwürdiges Gesicht sich auf dem weiten Hintergrunde des Sees und Gebirgs abhob, da ging ein Scheidegruß durch Uhlands Seele. Wenige Monate darauf erhielt er die Nachricht vom Hingang des 85jährigen Freundes. Im September 1861 besuchte Uhland mit seiner Frau den Friedhof von Meersburg, von dessen Höhe man den Bodensee und die Alpen schaut, und sah nieder auf das Grab des Getreuen und seiner neben ihm ruhenden Schwägerin Annette v. Droste-Hülshoff. Dann starb Justinus Kerner im Februar 1862. Uhland reiste mit Karl Mayer zur Beisetzung des geliebten Jugendfreundes und kehrte erkältet von der strengen Winterfahrt zurück, um nie mehr ganz zu gesunden. Wilhelm Grimm hatte er schon früher (1859) beklagt; wenige Tage nach Kerners Begräbnis begleitete er einen teuren Schulfreund auf dem letzten Weg, und näher und näher rückte sein eigenes Stündlein, dem er mit frommem Christensinn und getragen von der Liebe seines Weibes entgegenging. Am 13. November 1862 entschlief der Sänger.

Wenige sind durch das Erdenleben gegangen so wie er, unberührt von allem Unedlen und Unwahren, ganz der inneren Stimme gehorchend, niemals dem Unrecht sich beugend, ganz dem Recht sich ergebend. Darum ist auch seine Poesie Glockenklang, wie er von Schillers Dichtung bei der Feier des Jahres 1859 in Stuttgart es aussprach. Erschallt der Gesang seines großen Landsmannes wie das majestätische Geläute eines mächtigen Doms, das zu den Völkern spricht, so erklingt Ludwig Uhlands Dichtung wie die reine, helle Glocke einer Bergkirche durch das schwäbische und deutsche Heimatland an die Herzen. Fort und fort werden seine Lieder ertönen in den Weisen Konradin Kreutzers und Friedrich Silchers, fort und fort seine Balladen das Gemüt der Jugend erquicken und seine Schriften über Sage und Poesie deutschen Sinn verjüngen und nähren. Und wenn einer vom Rhein oder von der Donau, aus den Alpen oder von der Nordsee durch die Musenstadt am oberen Neckar wandert und will sonst an niemanden sich erinnern, so wird und soll er doch Ludwig Uhlands gedenken. „Wer deß vergäße, der thäte mir leide!“



Herrn Archivar Klüpfel
am 18ten Okt. 1815.

Die Schlacht der Völker ward geschlagen,
Der Fremde wich von deutscher Flur,
Doch die befreiten Lande tragen
Noch manches argen Dranges Spur,
Und wie man aus versunknen Städten
Erhabne Götterbilder gräbt,
So ist manch heiliges Recht zu retten,
Das unter wüsten Trümmern lebt.

Zu retten gilt's und aufzubauen,
Doch das Gedeihen bleibet fern,
Wo Liebe fehlet und Vertrauen
Und Eintracht zwischen Volk und Herrn.
Der Deutsche ehrt in allen Zeiten
Der Fürsten heiligen Beruf,
Doch liebt er frei einher zu schreiten
Und aufrecht, wie ihn Gott erschuf.

Das in seinen zwei ersten Versen hier facsimilierte Gedicht eröffnet in der Sammlung die „Vaterländischen Gedichte".
Das Original ist im Besitz von Fräulein Luise Weisser in Stuttgart.

Aus Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage.

1. Sueven und Römer.

Bd. VIII, S. 3 ff.

Die Landstrecke, welche westlich vom Oberrhein, südlich von dessen Wende zum Bodensee, östlich von der oberen Donau begrenzt, nach jenen Seiten vom Schwarzwaldgebirge, nach dieser von der rauhen Alb eingefaßt, mitten vom nordwärts ziehenden Neckar durchströmt ist, war zur Zeit Julius Cäsars, des ersten Schriftstellers, der über diese Gegenden aus der Nähe berichtet, von germanischer Bevölkerung eingenommen. Mit diesen Germanen schlugen sich die Helvetier, ein keltisches Volk zwischen dem Jura und den Alpen, fortwährend um die Rheingrenze und hatten es dieser täglichen Kampfschule zu verdanken, daß sie den übrigen Galliern an Tapferkeit vorgingen. Cäsar sagt nicht, welchem deutschen Volke die hier ansässigen Germanen zugehörten, und er war nicht selbst über den Oberrhein gekommen; aber sie für Sueven anzunehmen, ist dadurch nahe gelegt, daß die größere oberländische Bewegung jener Zeit, der Einfall Ariovists in das nachmals burgundische Gallien, hauptsächlich von suevischen Scharen getragen war und Cäsar diese für gleichartig mit den germanischen Grenznachbarn der Helvetier erkennt. Von dem Suevenvolk überhaupt berichtet Cäsar, es sei unter allen Germanen bei weitem das größte und kriegfertigste; den kampfbietenden Ariovist läßt er sagen, der römische Feldherr werde erfahren, was unbesiegte, waffengeübte Germanen vermögen, die innerhalb 14 Jahren unter kein Dach gekommen.

Der Geschichtsschreiber erklärt aber nicht bloß jene Anwohner der helvetischen Stromscheide ausdrücklich für Germanen, im bestimmtesten Gegensatze zu ihren keltischen Grenzfeinden, er bezeichnet auch dieses Verhältnis nicht als ein eben erst so gewordenes und gedenkt nirgend, daß früherhin Kelten das jetzt germanische Grenzland inne hatten. Gleichwohl spricht dafür insbesondere der Umstand, daß hier ein germanischer Stamm mitten zwischen keltische Völkermassen keilartig eingetrieben war, denn auch östlich über der Oberdonau erstreckte sich weithin vindelikisch-keltisches Gebiet. Die germanischen Kämpfer an der helvetischen Rheingrenze, durch Strom, Gebirg und Wald auf ihrem Vorlande geschirmt, waren die südwestliche Vorhut und äußerste Grenzwache des aus dem Inneren Deutschlands nach verschiedenen Seiten vordringenden Suevenvolks, wie denn auch das Hauptgebirg, das ihren Schutzwall bildet, der Schwarzwald, zuerst unter dem weitreichenden Namen des herkynischen Waldes vorkommend, in späteren Zeugnissen „silva marciana“, d. h. wohl eben Grenzwald, Waldmark, benannt ist.

Die Zahl dieser grenzhütenden Germanen muß beträchtlich gewesen sein, da sie es mit den Helvetiern aufnehmen konnten, welche bald nachher ihr Land, das ihnen zu enge war, verließen, um ganz Gallien zu erobern, und dabei sich selbst mit ihren Bundesgenossen zu 92000 wehrhaften Männern berechnet haben sollen. Dennoch schweigt die Geschichte fortan von dem germanischen Volke zwischen Oberrhein und Oberdonau, nur so viel läßt sich entnehmen, daß es demselben auf die Dauer unmöglich ward, seine vorgerückte Stellung zu behaupten. Die beiden Siege Cäsars, zuerst über die Helvetier, dann über Ariovist, konnten nicht ohne Nachwirkung bleiben. Die germanische Ansiedlung in Gallien war durch Ariovists völlige Niederlage für diesmal gebrochen. Hundert suevische Gaue, die sich schon am rechten Mittelrhein gesetzt hatten, um sich mit ihm zu verbinden, kehrten um und erlitten auf dem Heimweg durch den Anfall der Ubier großen Verlust. Im weiteren Verlaufe verbreitete sich die römische Herrschaft über alle gallische, helvetische, rätische, vindelikische Angrenzungen des Rheines und der Donau. Eine Reihe römischer Burgen und fester Städte zog sich mehr und mehr die linke Seite des erstern, die rechte des letztern Stromes entlang. Die Markomannen, die sich mit an Ariovists Heerzuge beteiligt hatten, räumten ihre gefährdeten Wohnsitze in der Maingegend und ihr König Marbod gründete östlich in Böheim ein markomannisch-suevisches Reich. Damit war das zu Cäsars Zeit deutsche Landgebiet des Schwarzwaldes und der Alb schon gegen die Mitte des ersten Jahrhunderts in weitem Bogen von einer römischen Grenzmauer umfaßt und im Rücken von germanischem Anhalt und Zusammenhang entblößt. Aus all diesem erklärt sich hinreichend, warum auch dort die suevische Vorwache sich hinwegzog. So erscheint denn auch um diese Zeit das bisher germanische Land vom Odenwalde bis zur Rheinwendung im Südwesten als ein verödetes und herrenloses, in dem hierauf gallische Einwanderer, die nichts zu verlieren hatten, sich anbauten. Doch ist nicht wohl anzunehmen, daß gar kein Überrest deutscher Bevölkerung in der bisherigen Heimat hängen geblieben sei. Vornehmlich aber mußte den Römern angelegen sein, das Zwischenland, das auf drei Seiten von ihren Befestigungen umgeben war, nun gleichfalls mit ihren Heeransiedelungen zu überziehen, und um diese vor dem Einfall der Barbaren zu sichern, war es nötig, die noch offene Nordseite durch einen großartigen Grenzwall (limes) abzuschließen. Dies geschah mittelst des im Jahre 84 von Domitian begonnenen Pfahlrains, einer Umwallung, welche die beiden Stellen, wo der Rhein bei Mainz nordwestlich, die Donau bei Regensburg südöstlich ausbeugt, in weitgestrecktem Zuge verband und damit den bisher germanischen Landstrich als sogenanntes Zehntland, Decumatenäcker, dem Römerreich einverleibte.

Zwei Jahrhunderte durch herrschte nun römisches Leben in diesem neuerworbenen Gebiete. Davon zeugen die zahlreichen Bautrümmer von festen Lagern und daraus erwachsenen Städten, die ausgegrabenen Denkmäler aller Art, häufig mit Inschriften, Altäre, Gedenksteine, Gerätschaften, Münzen, die Grundlagen weitgezogener Verbindungsstraßen, Meilenzeiger und noch erkennbare Ortsnamen.

2. Alamannen.

Bd. VIII, S. 7, 269 f.

Von derselben Seite, auf welcher durch den Grenzwall der römische Besitz geschlossen ward, brach gegen Ende des dritten Jahrhunderts die Sturmflut wieder ein und schwemmte die römische Schöpfung von Grund aus hinweg. Schon um 213 taucht zuerst im Mainlande der Name der Alamannen auf, mit denen damals Caracalla im Kampfe liegt, furchtbarer tritt dieser Name hervor, als er 50 Jahre später einen Völkerbund bezeichnet, der, zunächst wieder vom unteren Main ausgehend, so gewaltig anwächst, daß er, unter den Wechselfällen blutiger Schlachten, nicht bloß das Neckargebiet, Rätien und den rechten Oberrhein erobert, sondern auch verheerend in Gallien und Italien einfällt. . .

Jener germanische Einfall über den Pfahlgraben gegen Ende des dritten Jahrhunderts beschränkte sich nicht darauf, die alten zum römischen Zehntland gewordenen Wohnstätten zwischen dem Oberrhein und der Donau wieder zu erobern. Die weite Strecke vom Main bis zur Oder, von den Vogesen bis zum Lech und den rätischen Alpen wurde suevisch-alamannisches Gebiet. Es war ein langer und verheerender Kampf, der hier die stets noch gewaltige Römerherrschaft brach. Wie man die Überreste versunkener, von der Sturmflut weggeraffter Städte unter dem Meeresspiegel zu sehen glaubt, so liegen unter dem Boden, über dem die Sueven-Alamannen hinfuhren, überall zertrümmerte Römerwerke. Von dem Netze römischer Heerstraßen und Grenzwälle, von Städten, Türmen, befestigten Lagern blieb nur der bedeckte Grundbau mit einzeln hervorragenden Bruchstücken übrig. Dieser Mauerkranz kriegerischer Niederlassungen war es ja eben, der dem ungestümen Vordringen der Germanen Widerstand geleistet, ihnen selbst früher innegehabtes Land verschlossen hatte; er mußte niedergeworfen und der Erde gleich gemacht werden, damit sich dem Wanderzug deutscher Volksheere freie Bahn öffne. Es war aber noch ein tieferer Beweggrund im Leben dieser Völker, der sie zu Feinden und Vertilgern der römischen Städtegründungen machte. Schon Ariovist drohte mit seinen waffenmächtigen Germanen, die binnen vierzehn Jahren unter kein Dach gegangen — altertümliche Ausdrucksweise, wonach im Norden nur der ein Seekönig hieß, der niemals unter rußigem Balken schlief. Auch als Grund des jährlichen Ackerwechsels läßt Cäsar die Germanen anführen, damit nicht das kriegerische Leben mit dem stätigen Landbau vertauscht und, um Frost und Hitze zu vermeiden, künstlichere Wohnungen erbaut werden. Tacitus erklärt es für eine bekannte Sache, daß die deutschen Völker keine Städte bewohnen und nicht einmal zusammenhängende Wohnsitze dulden. Die Alamannen insbesondere hatten, als Julian im Jahre 357 seinen ersten Feldzug gegen sie unternahm, 45 Städte der linken Rheinseite in Asche gelegt oder geplündert und wo sie welche in Besitz genommen, wie nach heutigen Namen Straßburg, Brumat, Elsaßzabern, Selz, Speier, Worms und Mainz, bewohnten sie doch nur das umliegende Gebiet und mieden die Städte selbst wie Fangnetze und Gruben. Nicht ohne sagenhaften Anflug sind die Nachrichten über die früheren Verheerungen des Alamannenkönigs Chrokus in Gallien, von denen die Trümmer großer Städte zeugten; die alten Städte stürzte er von Grund ein, besonders zu Clermont einen Göttertempel von ausgezeichneter Festigkeit und Pracht. Vor diesem Heerzug hatte er seine Mutter um Rat gefragt, wie er sich den Beinamen eines Großen verdienen könne, worauf sie ihm zur Antwort gab: „Mein Sohn, willst

du dir in der Welt einen Namen machen, so reiße die großen Bauwerke der Römer nieder und vertilge die Einwohner! Denn schönere Gebäude kannst du nicht aufführen, auch durch Kriegsruhm jenes Volk nicht übertreffen.“ Der Sohn befolgte den Rat der Mutter wie einen Göttersprüch. Der eigentliche Sinn dieser gottgebotenen Zerstörung mag im Gegensatze des römischen Städtewesens und Tempelbaus mit dem germanischen Waldleben und Haindienste zu suchen sein. Schon der Name des Helden, Chrokus, althochdeutsch Hruoh, Ruch, Krähe, ist eine Stimme aus der Wildnis. Daß heidnischer Glaubenseifer mitwirkte, bestätigt eine spätere Angabe des Agathias, wonach die Alamannen schonungslos auch die christlichen Kirchen verbrannten und entschmückten.

---

3. Schwabenstreiche.

Bd. VIII, S. 613 ff.

Schon aus altgermanischer Zeit, noch mehr aus jener der Wanderzüge, sind uns Spottsagen und Spottnamen auf deutsche Volksstämme, mitunter die bedeutendsten, überliefert und hiebei sind die Sueven, thätig und leidend, mitbeteiligt. Da ist es mit dem Hohne noch bitterer Ernst, die Völker stehen sich in Scharen gegenüber, sie überlisten und überwältigen einander um Landbesitz und Kriegsbeute, des Spieles Abschluß ist ein massenhafter Untergang oder die gemeinsame Knechtung des besiegten Teils, eben desjenigen, der sich am meisten in Trotz und Kampfesmut überhoben hatte. Noch langehin werden in Sprichwörtern und Gedenkversen die deutschen Landsmannschaften je mit ruhmwürdigen oder gehässigen Merkzeichen aufgeführt. Harmloser, wenn auch nicht besonders zart, gestaltet sich der verwandtschaftliche Wettstreit des Verspottens in der überreichen Schwanklitteratur, die seit dem Ende des 15. Jahrhunderts heranwuchert und um den Schluß des 16. im vollsten Ertrage steht. Die deutschen Völker, deren Namen auch da noch an der Spitze gehen, bewegen sich nicht mehr in ihrer Gesamtheit und in ihren größeren Geschicken, sie sind durch einzelne ihrer Genossen in kleinen drolligen Abenteuern vertreten und die völkerschaftlichen Thorenstreiche werden immer mehr ortsbürgerlich eingegrenzt. Zugleich sind es Anzeigen eines versöhnlichen, parteilosen Sinnes, wenn dasselbe Schwankbuch, der gleiche Reimspruch oder Meistersang die Tölpeleien verschiedener Reichsvölker einträchtig zusammenstellt. Übrigens haben die andern deutschen Stämme den Schwaben auch auf diesem Felde das Recht des Vorstreits zuerkannt, ohne darum je auf ihren gebührenden Anteil am Gemeingut ergötzlicher Thorheit zu verzichten. Schon in zwei lateinischen Liedern des 10. Jahrhunderts ist beidemal ein Schwabe Träger der Handlung, doch nicht als Gimpel, sondern als lustiger Schalk. Auch in andern Schwabenstreichen steckt hinter der Larve der Albernheit die lachende Schalkheit, es ist Aufgabe der ganzen Gattung, das wunderbare Gemisch von Weisheit und Thorheit im menschlichen Wesen bloßzulegen und die spitzfindige Altklugheit in den Narrenstreich überspringen zu lassen. Ein Volksstamm, ein Gau, ein Ort, ein Stand oder Beruf verlacht die Art und das Gebahren des andern; wo aber die Stimmung und Begabung für den Scherz besonders lebendig ist, da versteht man ihn auch am besten. Ein bedeutender Teil der Schwabenschwänke ist ursprünglich heimisches Erzeugnis, der phantastische Scherz, worin die süddeutsche Volksart sich gefällt, wurde von guten Nachbarn und deutschen Brüdern

ihr selbst zur Thorheit angerechnet und was die Schwaben von einzelnen Gemeinden und Persönlichkeiten ihres Gebiets Neckisches fabelten, auf sie alle zusammen angewandt; geborne Schwaben, Bebel, Sailer, Aurbacher, Nefflen u. A. haben solch altes Erbgut am fleißigsten gesammelt und verarbeitet. Vorzügliches Verdienst hat auch hier die Zimmrische Chronik, ihre Wittershauser in altväterlichem Verkehr und possenhaftem Wettstreit mit Herr Johanns, zugenannt der Lapp, tragen noch das frische Gepräge der Schalkhaftigkeit und Munterkeit, während der Meistersang im Schillerston den herben Unverstand hervorkehrt. Die Chronik schildert jene Bauern als dermaßen klug und gewandt, daß viele Leute bei ihnen Rat suchten, zugleich aber als ungemein scherzlustig in Reden und Thaten; übereinstimmend damit läßt auch das Volksbuch von den Schildbürgern letztere, weil sie ihrer Weisheit wegen allzuoft von Königen und Fürsten als Ratgeber aus der Heimat abgerufen werden, sich mit Macht auf die Thorheit werfen, wobei jedoch lange noch die leidige Weisheit wie ein abgestümmelter Weidenbusch stets wieder ausschlagen will.

---

4. Die Pfalzgrafen von Tübingen.

Bd. VIII, S. 311 ff.

Die Grafen von Tübingen, ein schwäbisches Geschlecht, das in seiner blühenden Zeit durch ausgebreiteten Besitz, Ansehen am deutschen Königshofe, stattliche Lehens- und Dienstmannschaft, kriegerisch besonders durch tapfere Verteidigung seines Stammsitzes sich hervorthat, auch unter den freigebigen Sängerfreunden nicht ungenannt blieb, waren gegen Mitte des 12. Jahrhunderts Pfalzgrafen in Schwaben und damit, wenn nicht früher schon, Verwalter oder Lehnträger königlichen Kammergutes, namentlich der Reichsforste, geworden. Ihre Burg Tübingen lag auf der Grenzscheide zwischen dem Schwarzwald des Nagoldgaus und dem in nördlichem Höhenzug sich vorstreckenden Buchenwalde, dem Reichsforst Schainbuoch, Schönbuch, den sie vom Reiche zu Lehen hatten. Sie waren nun auch von der Lust und Herrlichkeit ihres weitausgedehnten, nach der einen Seite das schwarze Nadelholz, nach der anderen den grünen Laubwald einfassenden Jagdgebiets wahrhaft hingenommen, und den vollen Zauber dieser Waldliebe legt jene in der Zimmrischen Chronik überlieferte Sage von dem Erdmännlein Meister Epp und seinen Hunden dar. Daß in dieser fabelhaften Erzählung die Sinnesart nnd selbst der Schicksalsgang der Pfalzgrafen richtig aufgefaßt ist, erhärten geschichtliche Thatsachen. Zu diesen darf die Erbauung des längst abgegangenen Jagdhauses Königswart bei Pfalzgrafenweiler, in derselben Schwarzwaldgegend, von der das Märchen seinen Ausgang nimmt, durch den Pfalzgrafen Rudolf im Jahre 1209 füglich gezählt werden, wenn auch die lateinischen Inschriften, etwa das Werk eines Mönches von Reichenbach, keine gleichzeitigen sind. Von diesen Inschriften, läßt eine den Erbauer bitten, daß alle, die hier jagen werden, seiner eingedenk sein und für das Heil seiner Seele beten mögen.

So wird selbst die Sorge für das Seelenheil dieses Pfalzgrafen den Jägern empfohlen, obgleich sonst ihre Andacht, die Jägermesse, nicht in besonderer Geltung steht. Die Tübinger gefielen sich, neben dem Waidwerk, auch in Werken der Frömmigkeit durch die Klosterstiftungen, die ihren Landbesitz beträchtlich schmälerten. Der Erbauer des Jagdhauses im Schwarzwald hatte früher im Schönbuch das Kloster Bebenhausen gegründet,

wo er auch seine Grabstätte fand; über seine Nachkommenschaft wuchs diese Abtei so mächtig herein, daß der tiefverschuldete Pfalzgraf Gottfried I. im Sommer 1301 Burg und Stadt Tübingen mit aller Zugehör an das Kloster verkaufte. Zwar wird dieser „Titel seiner Geburt“, wie er selbst Tübingen urkundlich bezeichnen ließ, bald darauf wieder eingelöst, aber bei seinen Enkelsöhnen kommt es wieder dahin, daß sie von Schuldenlast gedrängt, im Jahre 1342 den alten ansehnlichen Stammsitz an den Grafen Ulrich von Wirtemberg endgültig veräußern. Nur von Einem lassen die Tübinger auch da nicht: „und haben uns daran kein recht behalten denn allein die hundlege zu Bebenhausen und das gejaid in dem Schainbuoch“.*) Zwei Jahre nachher, 1344, erläßt jedoch Graf Götz dem Kloster Bebenhausen auch den Anspruch der Hundlege, der ihm auf dessen Gütern zu Weil im Schönbuch und anderswo zustand. Zuvor schon kann das Anrecht der beiden Brüder auf den Schönbuch nur noch ein sehr beschränktes gewesen sein. Als Reichslehen befand sich dieser Forst mit der Gewaltsame über Wildbann, Hundlege und Gejägd seit 1344, und zwar schon vom Vater her, im Besitze des Pfalzgrafen Konrad von der Tübingen-Herrenberger Linie, der aber auch, im Jahr 1348, das Ganze, „und mit Namen den Wildbann“ den Grafen Eberhard und Ulrich von Wirtemberg zu kaufen giebt. Die Verkäufer konnten übrigens beruhigt sein, daß der Wald wieder in gut waidmännische Hand kam. Denn nicht umsonst führten die Wirtemberger Hirschgeweih und Jägerhorn im Wappen, worauf in Liedern des 15. und 16. Jahrhunderts mehrfältig angespielt wird, auch sind ihre herkömmlichen Hausnamen Eberhard und Ulrich der Jagdsage nicht fremd geblieben. Ein Graf Eberhard von Wirtemberg wird auf der Birsch im grünen Walde durch die Erscheinung eines daherbrausenden gespensterhaften Jägers mit eingeschrumpftem Gesichte verwarnt, der einst hier Herr gewesen und, da er nie Jagens satt werden konnte, zuletzt Gott gebeten, bis zum jüngsten Tage jagen zu dürfen, wie er denn auch seit fünfthalbhundert Jahren unabläßig einen Hirsch verfolgt; von einem Grafen Ulrich wird als besonderem Liebhaber der Reiter- und Jägermessen erzählt. Aber die Jäger von Wirtemberg bliesen auf, während die von Tübingen abbliesen. Dem Verkommen des pfalzgräflichen Geschlechts ist hier nicht weiter nachzugehen, die letzte dunkle Spur einer Nachkommenschaft desselben, noch vom Anfang des vorigen Jahrhunderts, führt durch ein besonderes Geschick nach dem Schwarzwald zu der Frau eines Jägers.

---

5. Glockensagen.**)

Bd. VIII, S. 587 f.

Der Glockenklang, jetzt ein Gewohntes, Alltägliches, muß bei seinem ersten Anschlagen jeden Orts mächtigen Eindruck gemacht haben. Die Glocke hat allerdings ihre praktischen

*) Vgl. Uhlands im Jahre 1847 entstandenes Gedicht „Der letzte Pfalzgraf“ und was A. Bacmeister (Abhandlungen und Gedichte 1886 S. 104) dazu bemerkt: „Fast wörtlich ist die alte Urkunde wieder da, und was nun im Gedichte steht, das ist so einfach, daß man es fast auch in der Urkunde suchen möchte. Und so hat dem Sonntagsblicke des in tiefster Seele dichterisch gearteten Mannes die ganze Vorzeit sich erschlossen.“

**) Voraus geht die Skizze: Erfindungen je im Geiste des Zeitalters Erfindung des phantastisch-religiösen Mittelalters: der Kirchenbau. Dazu gehörend: Glasmalerei, Orgel, Glocke. Die Orgel hallt durch die inneren Räume, die Glocke ist Stimme nach außen. Die Glocke erheischt den Turmbau und durch diesen wird das Himmelanstrebende des ganzen Kirchenbaus bestimmt. Aufkommen der Glocken und der Kirchtürme gleichzeitig vom 7. Jahrhundert an. Geschrieben am Susannentag 19. Febr. 1845.

Zwecke: Zusammenberufung der Gemeinde, Anzeige dessen, was in der Kirche vorgeht, der kirchlichen Tagzeiten, Aufruf zum Gebete, Verkündigung feierlicher Handlungen in Freud und Leid, Notruf und Siegeskunde. Aber ihre Bedeutsamkeit liegt nicht bloß in dieser ihrer Bestimmung, sie liegt großenteils auch im Mittel selbst, im ernsten, feierlichen, Empfindung und Phantasie anregenden und stimmenden Wohlklang. Diese musikalische Seite hat das Mittelalter vorzüglich aufgefaßt, doch verfehlt sie auch jetzt nicht ihre Wirkung, besonders bei größerem, wohlstimmendem Geläute (Köln und Einsiedeln).

Fischart sagt, es sei eine Kunst, in einem Glockenklang einen Text erdenken. Dies ist gleichwohl geschehen, in neuerer Zeit von Schiller, der mehr philosophisch betrachtend die Bedeutung des Glockenklangs hervorhob, im 16. Jahrhundert mehr musikalisch durch das Geläut von Speier. Entschiedener noch zeigt sich die phantastische Geltung der Glocken in den Volkssagen und Volksmeinungen der frühern Zeit. Schiller läßt wohl seine Glocke noch taufen, aber er läßt den Meister fast allzunüchtern aussprechen:

Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel!

Dem Volke war die Glocke nicht herzlos, sie war ihm eine beseelte Persönlichkeit und stand als solche mit den Menschen in lebendigem Verkehr. Dies hatte seinen Anlaß schon im Gebrauch der Kirche, in der Glockentaufe, ursprünglich einer Weihe wie für andere dem Gottesdienst gewidmete Gegenstände, nachher mehr im Sinn einer eigentlichen Taufe genommen. Johannes, Roland, in der Volkssage am liebsten Anne Susanne. Die Taufe giebt ihnen erst die rechte Kraft, Gewitter und böse Geister zu vertreiben; ungetaufte gehören dem Teufel, der sie in Sümpfe wirft. Wesen, die der Taufe fähig waren und wirklich getauft wurden, konnte man wohl auch eine persönliche Selbständigkeit beilegen. (Folgen aus der großen Zahl der Glockensagen einige Hauptzüge, um die volkstümlichen Vorstellungen vom Leben und Wirken der Glocken anschaulicher zu machen.)

---

6. Thôr und Odin.

Bd. VI, S. 126 ff.

Je ausgedehnter und vielseitiger Thôrs Wirken sich äußerte, um so tiefer wird der Mittelpunkt desselben in den Grund des Weltlebens gerückt und um so einleuchtender findet man sich auf die umfassenderen Bezeichnungen seines Wesens und Waltens verwiesen. Er heißt der Heiliger Midgards, Freund und Schirmer der Menschenstämme. In diesem weiten, aber bestimmten Berufe Thôrs, als Schutzherrn der Erde und ihrer Bewohner, treffen alle besondre Eigenschaften, alle verschiedenartige Thätigkeiten desselben zusammen und die Bedeutung jedes einzelnen Mythus hat eben dahin geleitet. Aber nicht in irgend einer blinden Naturkraft, nur in einem göttlichen Willen und Gedanken kann der Ursprung und die fortwährende Belebung eines solchen Waltens gesucht werden, Thôr ist der Sohn Odins und der Jörd, er stellt die Beziehung des göttlichen Geistes zur Erde dar und verfällt damit der in Odin, dem gemeinsamen Asenvater, ruhenden Einheit des nordischen Götterkreises.

So wenig aber das Wesen Thôrs mit seiner Eigenschaft als Herr des Donners erschöpft ist, so annehmbar ist doch, daß von dieser sinnlichen Erscheinung der Thôrsglaube ausging, von ihr aus sich mehr und mehr erweiterte und vertiefte. Der Donner in seiner Erhabenheit, das Gewitter mit seinen Schrecknissen und Segnungen verkündigte das Dasein eines Gottes und der niederschießende Blitz zündete ihm seine Opferfeuer an. Wie alsdann auch der Begriff von diesem Gotte sich ausgedehnter und inhaltreicher entwickelte, so blieb doch stets der Donnerhammer sein äußeres Wahrzeichen und jeder einzelne Gesang des großen Thôrhymnus schließt mit dem Kehrreim, wie der flammende Keil auf das Haupt der Jötune herabfährt. Selbst in der weitesten Auffassung seines Wesens und in der Anknüpfung an Odin liegt zugleich wieder die Begrenzung desselben. In Odin offenbart sich der schöpferische Geist, in Thôr die schirmende Kraft, Odin sinnt und forscht, er wirkt die dichterische und kriegerische Begeisterung, Thôr arbeitet unverdrossen und ermuntert den tüchtigen Fleiß. In Folge dieser gemessenen Richtung auf das Gemeinnützliche und der nahen Befreundung, in die er dadurch mit dem Volke tritt, das einen faßlichen Gott verlangt, hat auch Thôr unter allen nordischen Götterwesen die ausgeprägteste Persönlichkeit. Er ist der menschlichste, volkstümlichste, leutseligste der Asen, der „geliebte Freund" seiner Verehrer. Mit seinem Namen war patenartig ein großer Teil der persönlichen Eigennamen in Norwegen und Island zusammengesetzt. Er begünstigt in der Politik des alten Nordens das demokratische Element und von den zwei abweichenden Entwicklungen des germanischen Gesellschaftslebens die seßhafte Volksgemeinde und das Alod, gegenüber der Gefolgschaft und dem Lehenswesen. Während Odin in den königlichen Heldengeschlechtern waltet, während er die Jarle hat, verkehrt Thôr mit allem Volk und verschmäht auch die Thräle nicht. Während Odins Erscheinung stets einen finsteren, grauenhaften Hintergrund durchblicken läßt, haben die Sagen Thôrs, selbst in Liedern höhern Stils, eine Beigabe arglosen Scherzes. Seinem herablassenden Wesen kommt auch die ganze Vertraulichkeit des Volkes entgegen: wie er mit diesem das Feld bestellt, dient er ihm auch zur guten Unterhaltung, und wenn es bei munterer Laune ist, zupft es ihn gelegentlich am roten Barte. Dieses schadet aber der Liebe nicht, man ist ihm nur um so herzlicher zugethan. Noch in der Zeit der Bekehrung zum Christentum zeigen sich die Spuren dieser Anhänglichkeit; der Isländer Helgi glaubte an Christ und benennt seinen Hof nach ihm, ruft aber doch zu allen wichtigeren Unternehmungen Thôrs Beistand an; andern, die sich von den alten Göttern abwenden, erscheint Thôr im Traume mit Vorwurf und Drohung oder mit der beweglichen Bitte, sein Bild aus dem nicht mehr sicheren Gotteshaus in die Tiefe des Waldes zu versetzen; noch heutzutage geht in Dänemark das Sprichwort vom ersten Frühlingsmonat, Thôr mit seinem langen Bart locke die Kinder an die Wand heraus. Jenes trauliche Verhältnis hat auch unleugbar sein Erhabenes; derselbe Thôr, der den Menschen so nahe tritt, ist der Bändiger aller tobenden Elemente, dem mit dem schwellenden Strom auch die Asenstärke himmelhoch anwächst, und ein Volk zeigt rüstigen Sinn, das im Donnerhall die Nähe seines Freundes erkennt.

---

7. Aus dem Eingang der Vorlesungen über Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter.

Bd. 1, S. 22 f.

Wir stehen hier mitten im schwäbischen Lande, das einst „ein Saal des Gesanges" war. Sollen wir über alles Bescheid wissen, nur nicht über das, was auf dem eigenen Boden geistig geblüht hat?

Am östlichen Ende unserer Alb springt der Rosenstein hervor, ein sagenreicher Berg, frisch bewaldet und mit wilden Rosen blühend bekränzt. Auf seinem Rücken zieht sich eine blumige Waldwiese hin, wo die Jugend der Umgegend ihre Maienfeste feiert. Am Rande des Berges ragen die Trümmer einer Burg, durch deren Fensterhöhlen die Vögel streichen. Gegenüber schwingt sich der schlanke Berg empor, auf dessen Gipfel einst das Stammhaus der Hohenstaufen sich erhoben; weithin, bis zum fernen Horizont, überschaut man das gesegnete Schwaben. In der schroffen Felswand aber, die, aus der buschigen Bergseite aufschießend, die Burgreste des Rosensteins trägt, öffnet sich nach der Gegend hin eine hochgewölbte Grotte. In ihrer Mitte grünt ein Strauch und blühen wilde Blumen, von den Tropfen des Gesteins sich nährend. An den Seiten liegen breite Felsstufen, von der Natur zu Sitzen aufgerichtet. Hier, dacht' ich mir wohl sonst, möcht' ich, mit einigen Freunden gelagert, während die Maienlust nur fern ertönte und der Blick in die weite Gegend hinaus schweifte, hier möcht' ich mit meinen Freunden die Dichtergebilde der vergangenen Zeit, farbenhell, wie sie mir vor der Seele schwebten, vorüberführen. Aber was einmal aufgefaßt dem innern Schauen in raschem Fluge vorüberzieht, soll es andern mitgeteilt werden, so muß die langsame Bahn der Untersuchung, der Entwicklung, der allmählich fortschreitenden Darstellung betreten werden. Diese betreten wir auch jetzt; möchten auf ihr jene dichterischen Gestaltungen Ihnen so anschaulich und vertraut werden können, daß es in Ihrer Macht stände, dieselben auch künftig auf jeder schönen Stelle des deutschen Landes vor das geistige Auge zurückzurufen!

---

8. Sprache und Dichter.*)

Bd. V, S. 287 f.

Hier öffnet sich eine tausendjährige Geschichte. Wir sehen unsere Muttersprache im Zustande roher Kraft, in steigender und wieder sinkender Bildung, in wechselnder Herrschaft ihrer verschiedenen Mundarten. Namentlich zeigt uns die alemannische Mundart unter den hohenstaufischen Kaisern eine Ausbildung für die Dichtkunst, einen Reichtum, einen Wohlklang, eine Gewandtheit, eine schöpferische Freiheit, darum sie von neueren Dichtern mit Recht beneidet wird.

*) Geschrieben 1817, als Uhland von der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache zur Mitgliedschaft eingeladen war.

Alles dieses ist deutsche Sprache, überall der heimische Laut. Die Verschiedenheit von jetziger Schriftsprache oft mehr in der Mundart als in der Zeitferne begründet. Oft nur ein scharfes Anblicken, ein lebendiger Vortrag, und das alte Wort steht mitten im Leben.

Wenn in der neueren deutschen Dichtkunst die Vorliebe für das alte Wort sichtbar wird, so verdient dies nur bei denen Tadel, die bloß den Schein der Altertümlichkeit suchen oder nur auf der Oberfläche des Altertums schöpfen, nicht aber bei denjenigen, welche die etwas abgestandene Sprache jetziger Zeit in dem alten lebendigen Sprachquell gründlich zu erfrischen gemeint sind.

Der Dichter hat ein vielbegehrendes Sprachbedürfnis. Er soll das Leben in seinen mannigfaltigsten Gestalten und Bewegungen ergreifen, das Tiefste des Gemütes aussprechen, von ihm erwartet man das Neue, schöpferisch Hervorgerufene; und alles dieses in gemessener Kunstform, die sich dem Gegenstand anschmiege und dem Ohre wohltöne. Ihm vor allen muß also daran gelegen sein, daß er die Sprache offen halte. Ist die Dichtkunst recht lebendig, so wird auch die Sprache, wie ein stark bewegter Strom, nicht so leicht zufrieden. Ist aber einmal die Sprache geschlossen, so erstarrt mit ihr das dichterische Leben.

Der Dichter wird daher immer der erste sein, der mit der Sprachlehre, die ihre Regeln lediglich aus dem neuesten Gebrauche entnimmt, feindselig zusammentrifft, und es kann ihm nicht genügen, wenn die Sprachlehre bloß unter den Ausnahmen von ihren Regeln gewisse Dichterfreiheiten aufführt, die sie nachsichtig gestattet. Er verlangt keine Fasnachtfreiheit, er verlangt die Anerkenntnis eines stets lebendigen Sprachwachstums und nur diejenige Gesetzgebung wird ihn binden, welche die Bedingungen und Gesetze dieser Fortbildung selbst in sich aufnimmt.

Wenn nun der Dichter, wenn jeder andre, der für sein Sprachbedürfnis in dem gegenwärtigen Stand der Sprache keine Befriedigung findet, zu dem Vorrat früherer Zeiten seine Zuflucht nimmt, in welchen die Sprache für gewisse Zwecke, wie namentlich für die Dichtkunst, günstiger gebildet sein mochte, als sie es jetzt ist, so liegt hierin an sich nichts Verwerfliches. Diese Wiedererweckung des Alten ist kein Rückschritt in der Bildung, sondern eine Erweiterung der Sprache, die sich in gewisser Beziehung gegen ihren vorigen Zustand zu ihrem Nachteile verengt hat; und im Vergleich mit den übrigen Wegen, auf welchen die Sprache erweitert und bereichert werden kann, empfiehlt sich dieser insofern, als das Wort, welches schon einmal im Leben gewandelt, die Sprachform, welche schon einmal gewissen Zwecken gedient, ihre Tauglichkeit bereits erprobt haben, und als es der neueren Zeit erwünscht sein muß, auch durch Sprachannäherung sich demjenigen zu befreunden, was die Vorzeit treffliches und für alle Zeiten giltiges in ihrer Sprache niedergelegt hat.





